

unGAYzogene

Leseproben

von Inka Loreen Minden

Impressum

©copyright Inka Loreen Minden 2012

www.inka-loreen-minden.de

Umschlaggestaltung: Monika Hanke

Coverfoto: © Gabriel Scott – fotolia.com

Alle Rechte vorbehalten. Ein Nachdruck oder eine andere Verwertung ist nur mit schriftlicher Genehmigung der Autorin gestattet.

Anmerkung: Dies sind Leseproben von m/m Liebesgeschichten, die teilweise explizite Erotikszenen enthalten. Einige der beschriebenen Praktiken können gefährlich sein und sollten ohne Erfahrung nicht nachgemacht werden!

Erfundene Personen können darauf verzichten, aber im realen Leben gilt: Safer Sex!

Sämtliche Personen dieser Ausgabe sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden, untoten oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Dieses E-Book enthält jeweils die ersten Kapitel der vorgestellten Romane zum Reinschmökern.

Inhaltsverzeichnis

Beim ersten Sonnenstrahl.....	3
DÄMONENGLUT.....	10
Kurzbeschreibung.....	10
Info.....	10
Tödliches Begehren.....	22
Kurzbeschreibung.....	22
Info.....	22
Pressestimmen.....	22
Captain's Lover.....	29
Kurzbeschreibung.....	29
Info.....	29
Secret Passions.....	36
Kurzbeschreibung.....	36
verboten gut.....	45
Kurzbeschreibung.....	45
Über die Autorin.....	54
Über Gay Romances.....	55

Beim ersten Sonnenstrahl

Teil 1

gay fantasy

von

Inka Loreen Minden

Die Gargoyles erobern den Fantasy-Romance-Markt!

Dies ist eine dreiteilige Serie über einen Halbmagier, einen Gargoyle und das Rätsel des Steinfluchs.

Enthält: Romantik und Homoerotik

Teil 1 entspricht ca 70 Taschenbuchseiten

London im Jahre 1862

Nach einem Besuch auf der Weltausstellung werden Davids Eltern vor seinen Augen ermordet. Ein geflügeltes Wesen, das David zuerst für einen Dämon hält, rettet ihn vor dem sicheren Tod. Seitdem fühlt er sich von diesem Geschöpf beobachtet.

Jahre später lernt er seinen Retter kennen und zwischen den beiden erwächst tiefe Zuneigung. Gemeinsam reisen sie nach Paris, um den Mord aufzuklären. Die Spuren geben ihnen immer neue Rätsel auf. Dabei stoßen sie auf allerhand Gefahren und seltsame Gestalten, die ihre zarte Liebe auf eine harte Probe stellen.

Teil 2 erscheint Juni/Juli 2012

Wenn die Serie abgeschlossen ist, wird die Geschichte auch als Taschenbuch erhältlich sein.

Stauend schlenderte David durch die Menschenmassen. Die zweite Weltausstellung in London – und er war mit seinen Eltern mittendrin! Die Exposition war brechend voll. Leute rempelten sich an, das Geschrei der Aussteller übertönte das allgemeine Stimmengewirr und die Luft war stickig. All das störte David nicht. Ehrfürchtig sah er hoch zum Glasdach des Ausstellungspalastes, der die zwei größten Kuppeln der Welt besaß. Das gigantische, hallenartige Gebäude aus Ziegel, Eisen, Glas, Holz und Stein war ebenso faszinierend wie die Innovationen, die auf über zwölf Hektar Fläche vorgestellt wurden: Babbages Rechenmaschine, die Kautschukverwendung für die Gummierstellung, das Bessemer-Stahlproduktionsverfahren.

1862 würde Vaters Jahr werden. Er hatte eine grandiose Erfindung gemacht: einen Kühlschranks, der ohne ätzendes Ammoniak betrieben wurde. Vater hatte sein Patent einigen Unternehmen vorgestellt, die sich brennend dafür interessierten. David war stolz auf ihn. Wenn er mit dem College fertig war, würde er in seine Fußstapfen treten. Mit seinen fünfzehn Jahren konnte er Vater bereits bei vielen Dingen helfen. Erschöpft, aber glücklich, verließen sie spät am Abend die Halle, nachdem Vater sich noch lange mit einem Unternehmer unterhalten hatte. Von Kensington hatten sie es nicht weit zu Fuß bis zum Stadthaus, in dem Granny mit dem Abendessen auf sie wartete.

Ein kühler Wind wehte ihnen an diesem Oktoberabend entgegen. Die Sonne war bereits untergegangen und Regenwolken verfinsterten die Straßen zusätzlich. Nicht überall standen Gaslaternen, nur überwiegend auf den Haupttrouten. Da sie Granny nicht länger warten lassen wollten, nahmen sie eine Abkürzung zwischen

den Häusern hindurch.

»Ich freue mich so für dich, Thomas«, sagte seine Mutter und lächelte Vater an. Sie trug ein teures dunkelblaues Kostüm mit einem ausladenden Reifrock, das er ihr für den Besuch der Ausstellung gekauft hatte. Es passte wunderbar zu ihrem aufgesteckten blonden Haar, in das sie blaue Perlen eingearbeitet hatte. David hatte denselben Anzug wie Vater an: beige Hosen, ein dunkelgrünes Jacket und weiße Handschuhe. Mutter betonte ständig, wie ähnlich sie sich sahen.

Vater hakte sich bei ihnen beiden unter. »Ich freue mich für uns. Bald können wir das Haus modernisieren. Du, Charlotte, bekommst ein eigenes Badezimmer mit fließendem Warmwasser und David ein Teleskop.« David sprang in die Luft und seine Mutter gab Vater einen Kuss auf die Wange. »Das klingt wunderbar, Thomas.«

Bis zu dieser Stelle liebte David seinen Traum. Bis hier erlebte er jene letzten, glücklichen Augenblicke vor fünf Jahren, die ihm mit seinen Eltern geblieben waren. Einerseits wollte er jetzt aufwachen, andererseits sehnte er sich danach, dem Wesen zu begegnen, dem er sein Leben verdankte.

Alles lief nun in abgehackten Bildern ab. Die zwei verummten Gestalten, die plötzlich in die Gasse getreten waren und ihre Pistolen auf sie gerichtet hatten ...

»Geben Sie mir die Pläne«, sagte der Mann, der vor ihnen stand. Er war groß, trug Mantel und Hut. Sein Gesicht war hinter einem vorgebundenen Krawattentuch verborgen. Nur die dunklen Augen waren zu erkennen. Der Lauf seiner Waffe befand sich wenige Zentimeter vor Vaters Brust.

Vater drückte Mutter und ihn hinter sich, aber dort stand der andere Mann. David war zwischen seinen Eltern eingeklemmt und hatte schreckliche Angst. Zitternd hielt er sich an Mutters Hand fest. Ihre Augen waren aufgerissen, ihr Kinn zitterte.

»Thomas ...«, wisperte sie.

Vater gab seine Aufzeichnungen – es war ein in rotes Leder gebundenes Buch – ohne zu zögern heraus, trotzdem schoss der Mann. Der Laut knallte von den Hauswänden, Davids Ohren klingelten. Die Zeit schien stillzustehen.

David hörte Mutter einen Schrei ausstoßen, Vater krümmte sich, stöhnte und murmelte: »Ignis per aera«. Ein blaues Licht, das von Vaters Hand ausging, ließ gespenstische Schatten auf den Hauswänden tanzen. Trotz aller Warnungen der Magiergilde hatte er in der Öffentlichkeit gezaubert – um seine Familie zu beschützen. David erkannte seine Silhouette von hinten, bevor er die Lichtkugel auf den Mann warf. Sie setzte den Mantel des Angreifers in Brand. Schreiend verschwand er in der Nacht und mit ihm das Buch. Vater drehte sich um, einen neuen Energieball in der Hand, und bedrohte damit den anderen Mann.

»Lassen Sie meine Familie in Frieden. Sie haben doch, was Sie wollten!« Er riss Mutter und ihn zur Seite, ein rotes Rinnsal lief aus seinem Mund. Röchelnd schnappte er nach Luft. »Lauft!« Vater konnte sich kaum auf den Beinen halten. Blut tropfte auf den Boden. Er war am Bauch getroffen!

Davids Beine waren schwer wie Blei und Mutter wimmerte. Sie stand mit dem Rücken zu Vater und hielt David im Arm. Dabei wisperte sie einen lateinischen Spruch, einen Schutzzauber, der allerdings nicht zu wirken schien. David spürte nichts. Mit bebender Stimme setzte er in den leisen Singsang ein.

Der Vermummte schien zu überlegen, ob er rennen oder schießen sollte. Seine riesengroßen Augen waren abwechselnd auf Vater oder Mutter und ihn gerichtet, die Hand mit der Waffe zitterte.

Schließlich hatte er geschossen. Erst auf Vater, dessen halbes Gesicht weggerissen wurde, danach auf Mutter. In den Rücken. Als sie stürzte, begrub sie David mitsamt den Stoffmassen ihres Kleides unter sich. Sämtliche Luft wurde aus seinen Lungen gepresst.

»Mutter«, wisperte er, doch sie bewegte sich nicht. Er konnte kaum Atem holen, schwarze Flecken tanzten vor seinen Augen. Und er hatte Angst. Unendlich große Angst.

Seine Eltern – sie waren tot. Tot! Die Erkenntnis sickerte langsam in sein gelähmtes Gehirn.

Sein Herz hämmerte, er japste nach Luft, roch Mutters dezentes Parfüm, spürte ihre Körperwärme. Sie rührte sich nicht, ihr Atem schlug nicht gegen seine Wange. Ihre Augen waren halb geöffnet. Sie starrte ihn an, als hätte sie ihn vor ihrem Tod noch ein letztes Mal sehen wollen.

Ein Paar schwarzer Schuhe tauchte neben seinem Kopf auf und David spürte den Lauf der Waffe an seiner Stirn, die Hand des Mörders zitterte stark. Sein Gesicht konnte er nicht erblicken.

»Was seid ihr für Freaks?« Die Stimme klang schrill. »Steht ihr mit dem Teufel im Bunde?«

Für einige Menschen waren sie gewiss Freaks, wie sie auf Jahrmärkten vorgeführt wurden. Bald aber nicht mehr. David hatte Angst vor einem qualvollen Tod, trotzdem fürchtete er ihn als solches nicht. Lediglich die Schmerzen. Er war schon immer neugierig gewesen, ob es danach irgendwie weiterging. Außerdem wollte er

seinen Eltern nachfolgen, da er nicht wusste, wie er ohne sie weiterleben sollte.

Er machte sich bereit, kniff die Lider zusammen, weinte und hoffte, dass Granny lebte. Was, wenn diese Kerle bereits bei ihnen im Haus gewesen waren?

David verfluchte sich, dass er so wenig Zaubertalent hatte. Da er kein reinrassiger Magier war, besaß er keine ausgeprägten Fähigkeiten. Er hatte es immer wieder versucht, um ein so großartiger Mann wie sein Vater zu werden, es jedoch irgendwann nicht mehr so verbissen gesehen und sich auf die Naturwissenschaften gestürzt – ein weiteres Thema, bei dem er Vater tatsächlich nacheifern und stolz machen konnte. Er besuchte ein gewöhnliches College, aber alles, was er über Wissenschaft und die magische Welt wissen musste, lehrte ihm Vater.

Plötzlich hörte David ein Fauchen. Er schlug die Augen auf und sah, wie der vermummte Mann neben ihm weggerissen wurde. Einem Schrei folgte ein knackendes Geräusch, als würde Holz brechen. Mutters schwerer Körper wurde von ihm heruntergerollt, er selbst war starr vor Schreck. Eine Gestalt in einem Mantel beugte sich über ihn. David erkannte wegen der Dunkelheit zuerst nur dessen Silhouette.

»Hab keine Angst«, sagte der Mann mit tiefer Stimme, die einem Knurren glich. Sein Gesicht kam näher und David atmete auf. Es war kein Mann, sondern ein Junge, etwa in seinem Alter. Nur mit seinem Aussehen stimmte etwas nicht. Oder spielte ihm seine Panik einen Streich? David glaubte, geschlitzte Pupillen zu erkennen und eine mit Krallen bespickte Hand, die der Junge ihm hinhielt. Als er erneut sprach und David das Raubtiergebiss sah, schrie er.

Die Bilder flackerten, der Traum neigte sich dem Ende zu. Zum Glück.

David hasste diesen Albtraum, den er auch nach all den Jahren regelmäßig hatte. Er schrie immer noch und war froh über Grannys schlechtes Gehör. Sie wachte nicht mehr davon auf. Aber jemand war bei ihm und streichelte seinen Kopf. David hörte ein Wispern: »Hab keine Angst. Niemand wird dir je wieder etwas antun. Ich werde dich auf Ewig beschützen.«

Die leise Stimme lullte ihn ein; er sank tiefer in den Dämmerzustand und erinnerte sich:

Vor Angst war er fast ohnmächtig geworden. Das Wesen, das wie ein junger Mann ausgesehen hatte, mit verstrubbeltem Haar, kaum älter als er, packte ihn unter Knien und Armen. Es hob ihn hoch und drückte ihn gegen seine nackte Brust. War das vielleicht der Tod, der ihn holen kam? Lebte David womöglich nicht mehr?

Er schaute hinunter zu seiner toten Mutter. Daneben lag der Vermummte, den Kopf seltsam verrenkt, und starrte ihn an. Es lag derselbe leere Ausdruck in seinen Augen wie bei Mutter. Das Tuch vor seinem Gesicht war nach unten gerutscht, aber David kannte den Mann nicht.

Auch zu seinem Vater blickte er ein letztes Mal.

Tot. Aus. Vorbei.

Schreie waren zu hören, Pfliffe gellten durch die Nacht. Jemand hatte die Peeler alarmiert.

»Halte dich fest«, sagte das Wesen, worauf David automatisch die Arme um seinen Nacken legte. Er war warm und David spürte das Spiel der Muskeln unter der Haut.

Mit einer Hand hielt die Kreatur ihn an ihren Leib gedrückt, die andere schlug sie in die Hausmauer.

David presste die Lider aufeinander. Das Ungeheuer kletterte mit ihm die Wand hoch! In Windeseile erreichten sie das Dach. Die Kreatur breitete den Mantel aus und setzte mit ihm über zahlreiche Hausdächer. Schließlich sprang sie auf der anderen Seite eines Gebäudes in die Tiefe.

David's Schrei erstickte in seiner Kehle. Niemand konnte so einen Absturz überleben! Doch sie fielen nicht – sie schwebten zu Boden, in einen dunklen Park, der voller Bäume war. Das war kein Mantel, sondern Schwingen. Ein geflügeltes Wesen mit Klauen und Reißzähnen ... Ein Dämon hatte ihn geholt. Er würde in der Hölle landen!

David hatte das Bewusstsein verloren.

Als er wieder zu sich gekommen war, hatte er im Krankenhaus gelegen und Großmutter saß weinend neben seinem Bett. Eine Schwester hatte ihn vor dem Eingang entdeckt ...

David wollte nicht mehr richtig in den Schlaf finden. Immer noch fühlte er die Hand auf seinem Haar und blinzelte. Es brannte kein Licht. Granny würde nie im Dunkeln zu ihm kommen. Ihre Augen waren bereits genauso schlecht wie ihr Gehör. Doch jemand war hier, bei ihm. David spürte die Anwesenheit fast körperlich, und damit meinte er nicht nur die zarten Berührungen.

Es war hier! Das Ungeheuer!

David schreckte hoch. Schwer atmend saß er im Bett und starrte ins Schwarz, wobei er nach dem Glücksbringer griff, den er um den Hals trug. Es war eine Silberkette mit einem lilafarbenen Kristall. Granny hatte schon wieder die Vorhänge zugezogen, obwohl sie wusste, dass er das nicht mochte. David hasste die Finsternis. Sie umgab sein Herz, seine Seele, sein ganzes Leben. Granny schob es auf den Mord an seinen Eltern, dass er ein seltsamer und stiller junger Mann geworden war. Ebenso, warum er Horrorgeschichten schrieb. Seine Großmutter glaubte, er würde damit seine Vergangenheit verarbeiten. Vielleicht hatte sie recht, aber David war Schriftsteller aus Leidenschaft. Schreiben bedeutete ihm alles. Es war seine Nahrung, seine Luft, sein Lebenselixier.

Nach dem Tod seiner Eltern hatte es ihn zu sehr geschmerzt, Vaters Arbeiten weiterzuführen, und David hatte sich von den Naturwissenschaften weitgehend abgewandt. Zudem war niemand mehr bei ihm, mit dem er seine Ideen teilen konnte. Andere Gedanken hatten sich seiner bemächtigt – düstere, blutige – und seinen Kopf gefüllt, waren gewaltsam nach draußen gedrängt.

Mittlerweile war er ein viel gelesener Londoner Autor, der mit seiner Passion den Lebensunterhalt bestreiten konnte. Allerdings zog er es vor, anonym zu bleiben, um dem Rummel um seine Person zu entgehen, und schrieb unter einem Pseudonym: David Blackwood.

Davids Vater hatte dank seiner Erfindungen ein kleines Stadthaus und wenige Ersparnisse gehabt, doch die waren bald aufgebraucht gewesen und David hatte begonnen, seine Geschichten für ein paar Pennys an die Zeitung zu verkaufen. Ein Verleger hatte ihn dadurch entdeckt und seitdem verfasste er richtige Bücher. Viele Nächte verbrachte er damit, sich Gruselgeschichten auszudenken, und schlief lieber tagsüber. Wenn er sich sicher fühlte. Außerdem hatte er oft die Vermutung, beobachtet zu werden. Wie gerade. Er bildete sich manchmal ein, ein Atmen zu hören und das Knarzen des Holzbodens, als ob jemand in seinem Schlafzimmer umherging.

»Ich weiß, dass du hier bist«, flüsterte er und seine Stimme klang erschreckend laut in der Dunkelheit. Natürlich bekam er keine Antwort. Wie immer.

Langsam beruhigte er sich. Oder er versuchte es zumindest. Unaufhörlich klopfte der Puls in seinen Ohren. David fuhr hastig mit dem Laken über seine nackte Brust, um den Schweiß abzuwischen. Der Sommer war ungewöhnlich heiß, in seinem Zimmer kühlte es kaum ab. Vielleicht sollte er ein Bad nehmen und danach an seinem Buch weiterschreiben. Schlaf würde er keinen mehr finden.

Zitternd tastete er nach der Kerze auf dem Nachttisch und fluchte leise, weil er die Zündhölzer nicht fand. Wann wurde endlich eine brauchbare Glühlampe erfunden, die eine längere Brenndauer besaß? David würde sofort im ganzen Haus elektrisches Licht anschaffen – die Vorrichtungen dazu hatte er bereits angebracht –, um die Geister der Vergangenheit auf Knopfdruck verscheuchen zu können.

»Luceo«, wisperte er und schnippte mit den Fingern.

Nichts geschah. Er war zu nervös zum Zaubern. Außerdem benutzte er zu selten Magie und war deshalb nicht in Übung. Seine Mutter war keine reinrassige Hexe. Sie kam aus einer Familie, in der ihr Zaubern strengstens untersagt worden war, obwohl ihre Fähigkeiten kaum vorhanden waren. Daher war auch Davids Begabung nicht stark ausgeprägt. Es war ohnehin besser, er hielt sich bedeckt.

Ganz anders Granny. Sie hatte bis vorletztes Jahr regelmäßig Magie angewandt. Als vor zwei Jahren ihre Hexenküche – wie David ihren persönlichen Bereich liebevoll nannte – beinahe in Flammen aufgegangen wäre, hatte sie große Zauber weitgehend bleiben lassen.

»Luceo«, flüsterte er erneut und schnippte. Ein winziger Funke blitzte auf – sonst geschah nichts. *Keine Panik*, sagte er sich und schwang die Füße über die Matratze. Er kannte den Weg zum Fenster, es brauchte nur drei Schritte. Doch er bildete sich ein, er könne jeden Moment gegen einen Dämon stoßen. *Seinen Dämon*.

Angestrengt lauschte er in die Dunkelheit. Atmete außer ihm selbst nicht noch jemand?

Du hast eine blühende Fantasie, Junge, vernahm er Grannys Stimme in seinem Kopf, fasste all seinen Mut zusammen und eilte zum hohen Fenster, um die schweren Vorhänge aufzuziehen. Sofort drang das matte Licht der Gaslaternen in sein Schlafzimmer. Auf der Straße, zwei Stockwerke tiefer, war es still, keine Kutsche, kein Automobil waren zu sehen. Es musste nach Mitternacht sein. Erst dann kam London langsam zur Ruhe, aber bereits morgens um vier erwachte es wieder zum Leben. Je mehr die Industrialisierung und der Fortschritt vorankamen, desto mehr wurde die Nacht zum Tag. Wenn sich endlich Glühlampen durchsetzten, würde London überhaupt nicht mehr schlafen. Was David nur recht war. Schlaf bedeutete für ihn Albträume, Kummer, böse Erinnerungen.

Als er ein Knarzen aus dem Flur vernahm, wirbelte er herum. Sein Herz schlug ihm bis zum Hals.

»Granny?«, wollte er rufen, doch lediglich ein Wispern verließ seinen Mund.

Rasch zog er seine Hose vom Stuhl, der vor seinem Sekretär stand, und stieg hinein. Großmutter schimpfte ihn für seine Unordnung, weil er von seinem Schreibtisch lediglich in sein Bett fiel und sich vom Bett meist direkt zurück zum Tisch begab. Würde Granny ihm nicht Essen ins Zimmer bringen, wäre er wohl eine Bohnenstange.

In sein Hemd schlüpfte er fahrig, ohne es zuzuknöpfen. Falls sich ein Einbrecher in ihrem Haus herumtrieb, wollte er ihm nicht nackt begegnen. Dann suchte er nach einer Waffe und entschied sich für einen der zahlreichen Kerzenhalter aus Bronze, die auf seinem Sekretär verteilt waren. David zog die abgebrannte Kerze heraus, bevor sich seine Finger um das kühle Metall schlossen.

Wahrscheinlich war der nächtliche Besucher längst über alle Berge.

Hoffentlich ...

Mit angehaltenem Atem schlich er zur Tür. Sie stand einen Spaltbreit offen. David hatte sie geschlossen, bevor er zu Bett gegangen war. Ob Granny doch bei ihm gewesen war?

Bereits als Junge hatte er sich eingebildet, ein Ungeheuer würde durchs Haus schleichen. Er hatte ihm eine Falle stellen wollen, allerdings hatte Großmutter den Eimer Wasser, den er auf Tür und Rahmen gestellt hatte, abbekommen, als sie nach ihm gesehen hatte. Sie hatte ihm gedroht, ihn in einen Gnom zu verwandeln, wenn er nicht sofort aufhörte, über »sein Ungeheuer« zu reden. Heute wusste David, dass sie mit der Situation überfordert gewesen war. Granny hatte den Tod ihres Sohnes nie verkraftet, zumal bis heute unklar war, wer die Mörder seiner Eltern waren. Die Polizei hatte die Leichen nie gefunden. Lange Zeit hatte David Angst gehabt, dass der Mann, der brennend davongelaufen war, noch lebte und zu ihnen zurückkehrte, um sie zu töten.

Sein furchteinflößender Retter – war er wirklich ein geflügeltes Wesen oder hatte David sich die Gestalt eingebildet? Er wusste, dass es neben der Menschenwelt andere Welten gab. Fabelwesen, Mythen ... all das existierte. Zumindest hatten Vater und Granny das erzählt. Gesehen hatte David lediglich einen Kobold, der bei Vater im Keller gehaust und ihn manchmal geärgert hatte, bis es Vater zu bunt wurde und er ihn mittels Magie austrieb.

Ich muss es endlich wissen, ob es mein unbekannter Retter ist, der mich nachts besucht ... Entschlossen trat David auf den Flur. Er wollte keine Angst mehr haben. Er war alt genug, sich den Dämonen der Vergangenheit zu stellen.

Erneut lauschte er und hörte ein Quietschen. Es kam von unten! Dort gab es ein Fenster in der Nähe der Haustür – es war das Fenster vor dem Apfelbaum –, das genau dieses Geräusch verursachte, wenn man es aufschob.

David rannte so leise er konnte die Holzwendeltreppe ins Erdgeschoss. Seine nackten Füße hinterließen kaum ein Geräusch auf den Stufen; die letzte übersprang er, da sie knarzte. Als er unten ankam, sah er, wie das Fenster von außen geschlossen wurde. Von einer großen Gestalt, die durch den Baum im Schatten verborgen blieb.

Beim nächsten Wimpernschlag war sie verschwunden.

Ich bilde mir das nicht ein! Hastig verriegelte David das Fenster, schlüpfte in seine Schuhe, riss den Mantel von der Garderobe und öffnete die Haustür. Zuerst steckte er nur den Kopf hinaus und erkannte eine Gestalt, die in einer Nebenstraße verschwand. Sie trug ebenfalls einen Mantel. Das musste der Einbrecher sein!

David's Griff um den Kerzenständer zog sich zu. Hastig sperrte er die Tür ab und folgte dem Unbekannten in die Dunkelheit.

Eine halbe Stunde lang hatte er die Gestalt durch London verfolgt. Sie drehte sich ständig um und David hielt genug Abstand, um nicht entdeckt zu werden. Hier gab es keine Laternen, aber der herannahende Morgen sorgte für unheimliches Zwielflicht. Es war also weit nach Mitternacht, kurz vor vier Uhr morgens. David hatte sich ordentlich in der Zeit geirrt. Bald würde die Sonne aufgehen, doch dieser Stadtteil schlief noch. Er war wie tot. Ausgestorben.

Aus dieser Entfernung erkannte er das Gesicht des Fremden nicht und konnte nicht sehen, ob er Reißzähne oder Klauen hatte. Nur verstrubbeltes braunes Haar.

Wie damals ...

Wild klopfte der Puls in seinen Schläfen. Vielleicht war heute der Tag, an dem sich endlich all seine Fragen klärten. Wer war der Unbekannte? Woher war er am Tag des Überfalls gekommen? Warum hatte er ihn gerettet? Und was hatte er in seinem Haus verloren gehabt?

Längst wusste David nicht mehr, in welchem Stadtteil er sich befand. Schäbig sah es hier aus. Müll verdreckte die Straßen, streunende Katzen wühlten im Abfall und fauchten die Gestalt vor ihm an. Diese ließ sich davon nicht beeindrucken, sondern ging schnellen Schrittes weiter, Kopf und Schultern gesenkt. Was, wenn das eine Falle war und der Kerl verfolgt werden wollte?

Nein, ich ziehe das jetzt durch! Diesmal würde ihn seine Angst nicht von seinem Vorhaben abbringen und irgendwie machte dieser Mann, oder was auch immer das war, keinen bedrohlichen Eindruck auf ihn, sondern eher einen unglücklichen.

Mittlerweile schmerzte seine Hand, die den Kerzenständer hielt. Welch lächerliche Waffe. Falls es sich bei dem Unbekannten um einen Dämon handelte, konnte David gegen ihn schwer etwas ausrichten. Hätte er doch seine wenigen magischen Fähigkeiten besser im Griff! Aber was konnte er schon Großartiges, außer ein wenig Licht hexen oder einen einfachen Suchzauber anwenden – nützlich, wenn er seinen Lieblingsstift verlegte. Das war nichts, womit er sich verteidigen konnte.

Abrupt hielt er an, als die Gestalt vor den Toren einer Kirche stehen blieb. Das Gotteshaus sah nicht besser aus als die anderen Gebäude dieses Viertels: verlassen und heruntergekommen. Ein Flügel der Doppeltür hing halb aus den Angeln, Putz war abgebröckelt, zwei Fenster zerbrochen.

Der Fremde schlüpfte hinein und war aus Davids Sichtfeld verschwunden. Er kannte die Kirche nicht. Seine Familie war nie in die Kirche gegangen, nur mit Mutter hatte er einmal einen Gottesdienst besucht. Vater und Granny glaubten nicht an Gott. Die Kirche vertrat andere Ansichten. Ihrer Meinung nach war Magie das Werk des Teufels, weshalb sich alle innerhalb der Magiergilde in der Öffentlichkeit zurückhielten und ein normales Leben führten. Immerhin lagen die Hexenverbrennungen noch nicht ewig zurück.

Vater hatte jedoch geglaubt, Magie wäre Wissenschaft, Wissenschaft war Fortschritt und Fortschritt konnte nichts Schlimmes sein.

David war nie auf die geheimen Treffen gegangen. Er war ohnehin nicht wirklich einer von ihnen. Granny hingegen schon. Sie hatte ihn auf dem Laufenden gehalten. Aber seit ein paar Monaten besuchte sie die Versammlungen nicht mehr. David befürchtete, sie würde nicht mehr lange leben.

Und was war dann? Er wäre allein.

Er wartet dort drin auf dich, um dich zu töten ..., spukte es durch sein Gehirn. David sah die aufgerissenen, toten Augen seiner Eltern. Er erblickte sie oft, wenn er die Lieder schloss. Wie damals fürchtete er auch jetzt nicht den Tod als solches, sondern einen schmerzhaften Tod. Hoffentlich ging es schnell.

Er war ein Jammerlappen ... Es wäre nichts verloren, wenn sein Leben heute ein Ende nahm. Außer Granny würde ihn niemand vermissen.

David gab sich einen Ruck und folgte dem Wesen in das düstere Gebäude. Innen war es dunkel und totenstill. Seine Augen brauchten eine Weile, um sich an die Finsternis zu gewöhnen. Die Morgendämmerung drang durch die kaputten Scheiben und offenbarte umgekippte Holzbänke und Unmengen an Staub. Hier gab es nichts, wo sich jemand verstecken konnte. Offensichtlich war alles von Wert entwendet worden.

Deutlich erkannte er eine Spur im Staub. Sie führte zwischen den umgestürzten Bänken hindurch zu einer abgenutzten Holzterrasse.

Er ist dort oben. Im Glockenturm ...

David biss die Zähne zusammen. Das Klappern machte ihn nervöser, als er ohnehin war. Ein Schweißtropfen lief ihm ins Auge, die Kleidung klebte ihm am Körper. Noch konnte er fliehen.

Nein, verdammt, er würde das durchziehen! Nur stellte er sich dämlicher an als die Figuren in seinen Büchern. Die liefen nicht geradewegs in einen Hinterhalt. Nicht absichtlich zumindest. Er schon.

Welcher normale Mensch schlich sich nachts durch das Haus eines ehrbaren Bürgers, verschwand durchs Fenster und irrte dann durch halb London, um in eine halb verfallene Kirche zu gehen? Zum Beten war der Kerl sicher nicht hier.

Ob David warten sollte, bis es heller wurde? Seine Beine waren ohnehin festgewurzelt. Draußen begann ein neuer Tag, immer mehr Licht fiel durch die Fenster. Von oben drang weiterhin kein Laut zu ihm herunter. Worauf wartete er?

Diese Stille zerrte an seinen Nerven. Mühsam setzte er sich in Bewegung und steuerte auf den baufällig wirkenden Treppenaufgang zu. Es kostete ihn große Anstrengung, nach oben zu gehen. Seine Knie waren so weich wie Mus und drohten einzuknicken. Der Aufstieg kam ihm ewig vor. Wie hoch war der Turm? Die Kirche hatte keinen so großen Eindruck gemacht.

Nach endlosen Minuten erreichte er eine hölzerne Plattform mit einem Loch in der Mitte. Darüber erstreckte sich ein marodes Dach. Zu drei Seiten war der Turm von Mauern umgeben, nach vorne hin jedoch offen und

mit wenigen Brettern verschlagen. Der Morgenhimmel strahlte in blauen und orangen Streifen durch die großen Öffnungen zwischen den Balken. Welch schöner Anblick von hier oben, wo David über die Dächer Londons sehen konnte.

Die Glocke fehlte. Wahrscheinlich von jemandem gestohlen, um sie zu Geld zu machen. David schaute durch die Mitte der Plattform hinunter in die Kirche. Ein Schubser würde genügen und er würde in die Tiefe stürzen. Hier gab es kein Geländer.

Langsam sah er sich um, wobei ihm sein Herz aus der Brust zu springen drohte. In den düsteren Ecken hingen Spinnweben, und David machte Umriss von Gegenständen aus, die er nicht definieren konnte. Noch drang zu wenig Licht durch die Balken.

Er spürte, dass etwas in der dunklen Ecke lauerte. »Ich weiß, dass hier jemand ist! Zeigen Sie sich!« Seine Stimme, die in seinen Ohren schrill und fremd klang, scheuchte eine Fledermaus auf, die wild um seinen Kopf flatterte. Panisch warf er den Kerzenständer nach ihr, traf allerdings nicht. Die Fledermaus flog durch ein Loch im Dach in den Himmel, und seine einzige Waffe fiel durch die Öffnung der Plattform nah unten. Beim klirrenden Aufprall auf den Kirchenboden zuckte er zusammen, obwohl der Schall gedämpft an seine Ohren trat. Er spürte eine fremde Macht in seinem Rücken. Der Unbekannte hätte jetzt die beste Chance ihn anzugreifen, aber nichts geschah.

Weil er sich nicht zeigen wird ...

Als die ersten Lichtstrahlen durch die Bretter fielen, drehte sich David langsam um. Die Sonne durchdrang den Raum und brachte die Staubpartikel zum Glitzern. Sein Blick fiel auf einen Mann, der in der Ecke kauerte, den Mantel um sich gelegt, die Augen aufgerissen und die Arme um die nackten Beine geschlungen. Er sah etwas älter aus als David, besaß allerdings viel mehr Muskeln, verstrubbeltes braunes Haar und ein kantiges Kinn. Unter seinem Mantel trug er einen Lendenschurz.

Überrascht wandte David sich ab, um sich zu sammeln. Das war er, sein Retter! Nur älter als damals, kein Junge mehr.

Das musste ein Trugbild sein! Der Mann hatte im Licht geglitzert, als wäre sein Körper mit Diamanten überzogen. Seine Augen hatten normal ausgesehen, sein Gesicht menschlich.

David atmete tief durch und riskierte einen weiteren Blick. Der Mann war verschwunden, stattdessen starrte ihm eine hässliche Fratze entgegen.

Vor Schreck wich David zurück und stieß einen Schrei aus. Ein Dämon!

Nicole Henser
Inka Loreen Minden

**FEURIGE
OFFENBARUNG**

DÄMONENGLUT
erotischer Fantasy-Roman

dead soft verlag – editio cupido

Kurzbeschreibung

Hartgesottene Dämonenkrieger beschützen die Menschheit vor finsternen Mächten. Doch nicht nur fiese Gesellen haben den Jägern den Kampf angesagt, sie müssen sich auch noch mit ihren eigenen Gefühlen herumschlagen. Da ist auf der einen Seite Brody: Er verliebt sich in einen jungen Mann, der nur zur Hälfte menschlich ist. Aber der einzelgängerische Krieger wehrt sich verbissen gegen seine aufkeimende Leidenschaft. Und da gibt es noch die Jäger Mark und Alan, die ihre Liebe schon lange geheim halten. Als jedoch ein mächtiger Dämon von ihrer Zuneigung erfährt, benutzt er sein Wissen gegen sie, um die Truppe zu schwächen. Knisternde Erotik und brennende Sehnsüchte führen die Kämpfer in ihre persönliche Hölle, aus der sie nur die Liebe befreien kann.

Info

Die Fortsetzung "Dunkle Lust" erzählt die Geschichte der Jäger Tracy und James und mit welchen Problemen Mark und Alan zu kämpfen haben. Natürlich kommen auch Brody und Delwyn nicht zu kurz. Mitten in das Beziehungschaos mischen sich die Dämonen. Sie nutzen die Wirrungen zu ihrem Vorteil, um sich in das Computersystem des Hauptquartiers einzuschleusen. Eine Mission zur Rettung der Welt ist mal wieder vorprogrammiert ...

Homoerotische Fantasy mit Qualität, sagt: The mortal Bookshelf

1

„Ich möchte ihn zwischen meinen Lippen fühlen – den kleinen Kahlkopf“, sagte Mark leise, während er so tat, als beobachte er angestrengt mit dem Feldstecher das gegenüberliegende Fenster.

Alan ließ das Fernrohr los und richtete sich langsam auf. Ein schneller Blick bestätigte Mark, dass diesem eine zarte Röte über den Hals kroch. Das war genau der Grund, warum er es liebte, seinen Kollegen mit direkten Anspielungen aus der Fassung zu bringen.

Doch Alan bemerkte sein Grinsen und konterte: „Er ist nicht kahlköpfig, nur weil er rasiert ist, selbst *du* hast keine Haare auf der Eichel!“ Mit gerunzelter Stirn beugte er sich wieder herunter zu dem hochauflösenden Fernrohr, das eine entspiegelte Linse besaß, damit sie kein plötzliches Aufblitzen verriet. Wenn es von ihrer Anwesenheit wüsste, wäre es ein Leichtes für ihr Beobachtungsobjekt, ihnen seine Häscher auf den Hals zu hetzen.

„Das ist übrigens deine einzige Stelle, die kein Fell hat!“, knurrte Alan, wobei er den Kopf in Marks Richtung drehte.

Der fühlte den prüfenden Blick über seinen Körper wandern und straffte sich. Er wusste, dass er eine stattliche Erektion in der Lederhose hatte, und Alan bliebe das sicher nicht verborgen. Ein prickelnder Schauer lief über seinen Rücken, und das Verlangen machte es ihm schwer, sich zu beherrschen.

„Komm schon, Milchgesicht, Meister Dämon sitzt brav an seinem Schreibtisch und macht langweiliges Zeug. Ich will dich schnell vernaschen, er wird wohl kaum sein wahres Gesicht zeigen, sobald wir ihm nicht dabei zuschauen“, sagte Mark rau. Konzentriert sammelte er seine telekinetische Energie und öffnete mittels Gedankenkraft die Knöpfe an Alans Jeans. Dieser stützte sich auf das Stativ und bewegte leicht sein Becken, anscheinend fühlte er die Berührungen wie eine Liebkosung. Seine Atmung beschleunigte sich, er fuhr sich verlegen durch die blonden Stoppelhaare und legte dann eine Hand über seinen Ständer, den er nicht länger verstecken konnte. „Es ist zu gefährlich“, zischte er. „Zottel!“

Sein Partner lächelte; aus Alans Mund war das eindeutig ein Kosenamen. Doch er wusste auch, worauf er anspielte. Die Stimmung in ihrem Orden war zurzeit recht angespannt, weil der Besuch des Großmeisters bevorstand. Nicht, dass das Oberhaupt des weltweit operierenden Restes der Tempelritter sie persönlich beehrte, sie waren nur der weltliche Arm der Organisation, der in erster Reihe kämpfte. Aber ihr Vorgesetzter Colin Seymour würde sich mit ihm treffen, und sicher war er nicht scharf darauf, ausgerechnet dem Mann an der Spitze der Hierarchie zu beichten, dass zwei seiner Agenten eine schwule Beziehung miteinander pflegten.

Schon lange verbargen die beiden ihre Liebe, denn der Vorwurf der „Sodomie“, wie Homosexualität in der Vergangenheit genannt wurde, hatte dem Ritterorden den Hals gebrochen. Gnadenlos waren seine Mitglieder als Ketzer verfolgt und verbrannt worden, nachdem sie unter Folter den hanebüchenden Anklagepunkt gestanden hatten, dass die Mönche geschlechtlich miteinander verkehrten und dabei auf das Bild Jesu spuckten.

Zum Glück hatte die kleine Splittergruppe der Templer schon damals im Verborgenen gearbeitet, weshalb sie der Hetzjagd entkommen war. Doch es saß noch immer tief in ihrem Bewusstsein verankert, dass sie das Martyrium ihrer Brüder tatenlos hatten mitverfolgen müssen.

Mark legte den Feldstecher weg. In dem Büro auf der anderen Straßenseite herrschte nach wie vor Ruhe, also wagte er es. Er stellte sich hinter Alan und rieb den Unterleib an seinem Hintern. „Ich weiß, du willst mich auch. Und eigentlich magst du es, dass ich behaart bin wie ein Bär“, schnurrte er an seinem Nacken und pustete neckisch in die kleinen Härchen, die sich sofort aufstellten. „Gestern war es noch so.“

Alan stöhnte leise und erbehte. Mark kämpfte mit unfairen Mitteln, schließlich kannte er die Schwachstellen seines Gefährten zur Genüge. Ein schlechtes Gewissen machte ihm dieser Umstand allerdings nicht. Seine Hand wanderte über Alans flachen Bauch, dann drehte er ihn plötzlich an den Hüften um und schleuderte ihn mit einem gezielten Energiestoß auf das Doppelbett, vor dem sie ihre Apparaturen aufgebaut hatten.

Verdammt, Mark, spare dir deine Kräfte! Wir könnten jederzeit angegriffen werden! Immerhin sind wir ziemlich überzeugt, dass der feine Herr Anwalt da drüben ein Dämon der übelsten Sorte ist!, warf ihm Alan als gut vernehmbare Gedanken entgegen.

„Was ist mit dir, du Klugscheißer? Wenn du Telepathie einsetzt, ist es nicht weniger anstrengend, als wenn ich dich mit PSI-Schwingungen herumwerfe!“

Gereizt entgegnete Alan: „Ich habe meine Fähigkeiten nicht benutzt! Das bildest du dir nur ein!“

„Doch, das hast du.“ Mark grinste. Sein Geliebter gebrauchte die Gedankenübertragung so selbstverständlich, wenn sie allein waren, dass er es kaum noch bemerkte.

Aber dann hatte er nur Augen für Alans leicht gespreizten Beine und die offene Jeans, die mit einer prachtvollen Ausbeulung lockte. Geschmeidig glitt er über ihn und hauchte an seine Lippen: „Wenn du nicht so rumzicken würdest, säßen wir beide schon längst wieder auf unserem Beobachtungsposten – mit einem zufriedenen Lächeln auf dem Gesicht.“

Alan lachte auf und vergrub seine Hände in Marks braunem Haar, das im Nacken von einem Lederband gehalten wurde. „Du bist schon wieder schlecht rasiert!“, mäkelt er herum, doch in seinen Augen loderte die Leidenschaft und er erwiderte den Kuss gierig, als sich ihre Lippen trafen.

Brody Leeds kurvte mit seiner Honda Fireblade durch die belebten Straßen von London und ließ sich den warmen Fahrtwind um die Ohren wehen. Eigentlich war heute ein viel zu schöner Sommertag, um Dämonen zu jagen, doch der Job war alles, wofür er lebte. Durch die getönte Sonnenbrille taxierte er die zahlreichen Fußgänger, die hektisch ihre Wochenendeinkäufe erledigten. Immer wieder warf er dabei einen kurzen Blick auf das Navigationsgerät am Lenker seiner Maschine, um zu überprüfen, ob sich ein Dämon unter den Passanten befand. Doch heute schien alles friedlich zu sein, Brody konnte keinen düsteren Gesellen ausmachen, der unschuldige Bürger verderben wollte.

Ohne Mithilfe modernster Technik wäre es für die Jäger beinahe unmöglich, einen Unterweltler zu erkennen, da sie meist in menschlichen Hüllen steckten, die ihr wahres Aussehen verbargen. Nur ganz selten geschah es, dass sie sich in ihrer richtigen Gestalt zeigten, was in der Tat kein besonders schöner Anblick war. Gerade fuhr er am Piccadilly Circus vorbei, als eine Vibration in seiner Hemdtasche einen Anruf ankündigte. Er drückte den Knopf am Kabel des Headsets und sofort ertönte Tracys Stimme in seinem Ohr: „Hey, Brody, kannst du bitte mal nach Alan und Mark sehen? Ich kann die beiden nicht erreichen. Ein Portal hat sich in der Nähe des Hotels geöffnet, nicht, dass den zwei Hübschen noch was zugestoßen ist.“

„Geht klar, Süße, für dich tu ich doch alles.“ Brody ließ sich von dieser Nachricht nicht beunruhigen, dafür kannte er seine Kollegen schon zu lange. Mark Tyrell und Alan Chase waren ein unschlagbares Team, wenn es darum ging, den Mächten der Finsternis in den Arsch zu treten.

„Danke, mein Schatz!“, schmatzte Tracy Kaugummi kauend in den Hörer, bevor die Verbindung unterbrochen wurde.

Tracy Cooper war das Hirn ihrer 4-köpfigen Truppe und wurde von den Jägern liebevoll als „Computermaus“ bezeichnet. Die acht Stunden ihrer Schicht verbrachte die junge Frau damit, mittels Satellitenortung nach bestimmten Energiesignaturen zu suchen. Diese verrietten, wo in London ein Dämon ein Portal geschaffen hatte, durch das er aus der Unterwelt an die Oberfläche gelangen konnte. Obwohl die kleine Blonde aussah wie ein aufgebrezeltes Zuckerschnecken einer Modellagentur, besaß sie den höchsten Intelligenzquotienten im Orden. Sie koordinierte die Einsätze und unterstützte die Truppe überwiegend von der technischen Seite.

Brody fuhr sich durch das rabenschwarze Haar und wendete die Maschine, um sich in die Regent Street zu begeben. Da er meist alleine unterwegs war – Einzelgänger, der er war – hatte er ein schnelles Zweirad als fahrbaren Untersatz gewählt, mit dem er in der Großstadt einfach besser vorankam, während Mark und Alan immer gemeinsam operierten und einen Sportwagen fuhren.

Bald bog Brody in die Hanover Street ab, wo er die Honda neben dem dunklen Lotus Elise seiner Kollegen in einer Seitengasse abstellte. Das Navi zeigte ihm an, dass sich das Energie-Portal gleich einen Häuserblock weiter geöffnet hatte und immer noch aktiv war, doch von einem Dämon war weit und breit keine Spur zu sehen. Leider erkannten die Satelliten sie nicht, wenn sie sich in geschlossenen Gebäuden aufhielten. Beim Betreten des Hotels durch einen Lieferanteneingang überprüfte Brody, ob die Waffen unter seiner schweren Lederjacke geladen und einsatzbereit waren: Die Beretta 9-mm mit Schalldämpfer und einen Faustdolch trug er immer bei sich.

Im Laufschrift nahm er die Treppen bis in den fünften Stock und war kaum außer Atem, als er vor Zimmer 513 stehen blieb. Die freiwilligen Dienstjahre bei der British Army, die er vor seiner Tätigkeit als Dämonenjäger geleistet hatte, kamen ihm auch heute noch oft zugute. Er war erst 23 Jahre alt gewesen, als ein Headhunter des Ordens auf ihn aufmerksam und Brody ein Mitglied der Templer wurde. Sie hatten sich die Erhaltung des kosmischen Gleichgewichts zum gemeinsamen Lebensziel erklärt. Das war jetzt fünf Jahre her und er bereute keine einzige Minute davon.

Vorsichtig drehte Brody am Knauf der Tür, als ihn plötzlich eine Vision mit solcher Wucht traf, dass er beinahe den Griff herausgerissen hätte. *Verflucht, ein Dämon befindet sich in diesem Raum!* Ein klares Bild von einem kräftigen Mann, der in einer Ecke des Hotelzimmers stand und Alan und Mark beobachtete, flackerte vor seinem geistigen Auge auf. Das halbe Gesicht bedeckte eine Art Feuermal, das sich von seiner rechten Schläfe bis zum Kinn herunterzog.

Brodys Puls beschleunigte sich. Er wischte sich die feuchten Hände an seiner dunklen Cargohose ab, bevor er langsam das Zimmer betrat. Dabei versuchte er mit den schweren Einsatzstiefeln möglichst keinen Laut auf dem Teppich zu erzeugen. Mit gezogener Waffe verbarg er sich im Schatten des Flurs und lauschte. Heftige Atemgeräusche und etwas, das wie ein Stöhnen klang, drangen an sein Ohr. *Verdammt, das hört sich an, als wäre jemand verletzt!*, fluchte er in Gedanken.

Ein Blick auf seine Armbanduhr – eine Sonderanfertigung des Ordens – zeigte ihm, dass sich gerade kein Dämon mehr im Raum aufhielt. Die kleine Anzeige stand auf „Grün“. Dennoch lugte er vorsichtig um die Ecke und erstarrte augenblicklich, als er das Szenario betrachtete, das sich vor ihm ausbreitete: Mark und Alan wälzten sich nackt auf dem breiten Bett, ihre Körper miteinander verschlungen, wobei Mark die Hand zwischen den Beinen seines Kollegen hatte und heftig rieb.

Mit wild klopfendem Herzen zog sich der große Mann hinter den Mauervorsprung zurück und lehnte sich dagegen. *Fuck, was geht denn hier ab?* Unwillkürlich stieg Hitze in ihm auf und ein feuchter Film bildete sich auf seiner Stirn, den die hoteleigene Klimaanlage sanft kühlte. Dennoch wurde ihm noch heißer; auch mit seiner Sauerstoffzufuhr war es plötzlich nicht mehr gut bestellt und das Frühstück hätte ihm jetzt am liebsten „Hallo“ gesagt.

„Härter!“, hörte Brody Alan keuchen.

Der Krieger wagte noch einen kurzen Blick auf die zwei verschwitzten Körper. Marks Pferdeschwanz hatte sich aufgelöst. Die langen dunklen Strähnen fielen ihm wirr vor das Gesicht und auf den Rücken seines Kollegen, den er von hinten an den Hüften gepackt hielt. In immer schneller werdenden Stößen versenkte er sich in Alan, während er den blonden Jäger zwischen die Schulterblätter küsste.

Kein Wunder, dass sie Tracys Anruf nicht bemerkt hatten. Ihre Handys befanden sich irgendwo unter der Kleidung, die im ganzen Raum verstreut lag, und da ihre Telefone ebenfalls nur auf Vibrationsalarm eingestellt waren, hatte keiner der beiden die Anwählversuche der Computermaus bemerkt. Wenigstens hatten sie noch so viel Geistesgegenwart besessen und ihre Schusswaffen in Reichweite gelegt.

Soll ich mich zu erkennen geben?, überlegte Brody, immer noch zu keinem klaren Gedanken fähig, doch dann hielt er es für angebrachter, die beiden nicht wissen zu lassen, dass er jetzt ihr Geheimnis kannte. *Tyrell und Chase sind schwul? Das kann ich einfach nicht glauben!*

Behutsam zog er sich zurück und atmete auf, als er erneut vor der geschlossenen Zimmertür stand. Brody verbarg sich mit zitternden Knien in einem Nebengang und lehnte sich an die Wand. Der Kopf sank ihm schwer in den Nacken, während er mit tiefen Atemzügen versuchte, seinen Puls wieder in den Griff zu bekommen.

Die beiden sind meine Freunde! Das kann nicht sein, sie waren doch immer ganz normal! Bisher war Brody stolz darauf gewesen, ein geradliniger Mensch zu sein. Homosexualität hatte keinen Platz in seinem Leben, in dem es nur Schwarz und Weiß, Gut und Böse, Richtig oder Falsch gab. Auch seine streng katholischen Eltern hatten schon von klein auf versucht, ihn gegen alles Abartige zu immunisieren.

Unwillkürlich gingen ihm Erinnerungen von durchzechten Nächten durch den Kopf, in denen sie sehr „männliche“ Dinge getan hatten. Mark und Alan entsprachen kein bisschen dem Bild, das er von Schwulen hatte. Kein bisschen! Nicht selten hatte er ihren Mut und ihr kämpferisches Können bewundert.

Verdammt, wieso musste ich so genau hinsehen? Es würde schwer werden, das Bild aus dem Gedächtnis zu löschen. Doch es war noch etwas anderes gewesen, das ihn so an der Szene fasziniert hatte. Trotz aller Leidenschaft hatte Mark Alans Rücken zärtlich geküsst und gestreichelt. Dafür hatte er sogar kurz in den ekstatischen Bewegungen innegehalten. *Liebe ...* Er war nicht nur Zeuge einer moralisch verwerflichen, lüsternen Vereinigung geworden, denn das erklärte nicht das seltsame Gefühl in seiner Herzgegend.

Brody atmete tief durch und schaute kurz auf das Display seines tragbaren Navis. Dieser Blick war ihm zur Routine geworden, doch jetzt erstarrte er, als er die Anzeige sah. *Shit!* Eine ganze Ansammlung roter Punkte direkt vor dem Hotel versetzte ihn augenblicklich in Alarmbereitschaft und vertrieb seinen desolaten Zustand. Noch auf dem Weg durch das enge Treppenhaus schob Brody seinen Faustdolch über die Knöchel der linken Hand und schraubte dann den Schalldämpfer auf die Beretta.

Als er in vollem Lauf durch die Lobby rannte, rempelte er einige Hotelgäste an, doch das war ihm egal. Brody hatte die Waffen im Anschlag und manövrierte sich geschickt durch den dichten Verkehr, um auf die andere Straßenseite zu kommen.

Er hatte schon aus der Ferne gesehen, dass sich eine Horde wild aussehender Kerle – eindeutig Dämonen – auf einen jungen Mann gestürzt hatte. Sie schlugen und traten nach ihm, anscheinend wagten sie es nicht, andere Kräfte einzusetzen, da sie sich in der Öffentlichkeit befanden. Es war allerdings auffällig, wie betont passiv sich alle Passanten verhielten und an dem Gerangel vorbeiliefen, als wenn sie nichts Außergewöhnliches wahrgenommen hätten.

Ein Hoch auf die Zivilcourage!, dachte Brody, doch dann hatte er die Gruppe bereits erreicht, die sich gerade in eine Seitengasse verzog. Da er sich nach einem flüchtigen Blick auf den Dämonendetektor sicher war, dass er es mit Unterweltlern zu tun hatte, machte er nicht viel Federlesens.

Brody umfasste die Schultern des Dämons, der den hellbraunen Schopf des jungen Mannes gepackt hielt,

und drehte ihn zu sich um, wobei er ihm mit einer blitzschnellen Bewegung den Faustdolch tief in den Hinterkopf trieb. Sein Opfer hatte noch nicht einmal Zeit zu schreien, da löste es sich schon in Staub auf. Die Durchbohrung des Kleinhirns war der einzige Weg, die Höllenwesen umzubringen, und Brody liebte es, sie in ein kleines Häufchen Asche zu verwandeln.

„Ah, einer unserer geschätzten Jäger“, sagte der Dämon, der offensichtlich ihr Anführer zu sein schien. Das Feuermal in seinem Gesicht erinnerte Brody wieder an die Ereignisse im Hotelzimmer. In seiner Vision hatte er genau diesen Kerl gesehen, während er Mark und Alan beobachtete. Für einen Wimpernschlag sickerte das Bild der beiden nackten Körper in sein Bewusstsein, doch der Krieger verstand es ausgezeichnet, in Extremsituationen einen klaren Kopf zu bewahren. Das fiel ihm wesentlich leichter, als sich mit Gefühlen auseinandersetzen zu müssen.

„Lasst den Mann in Ruhe!“ Brody vergewisserte sich, dass der Geschlagene wohlauf war; außer dem Schreck in seinen Augen konnte er nur ein paar Kratzer entdecken.

„Aber gern!“ Auf die höhnische Bemerkung des Dämons folgte ein Zeichen und alle Schattenwesen stürzten sich gemeinsam auf Brody. Dieser hatte die Beretta in der Jackentasche verstaut, denn der Gebrauch einer Schusswaffe wäre in der Nähe der öffentlichen Straße ein viel zu großes Risiko gewesen. Dafür war der Dolch in Bereitschaft und Brody in ausgezeichneter Form.

Ihr kommt mir gerade recht! Wie ein Wirbelwind fegte er durch die Reihe der finsternen Wesen, die mit Messern und dämonischer Magie auf ihn losgingen, und trieb sie so immer tiefer in die düstere Gasse hinein. Funken stoben und Stahl krachte klirrend aufeinander, während er sich verteidigte.

„Hinter dir!“, rief der junge Mann plötzlich, worauf sich Brody augenblicklich duckte und zur Seite auswich. Keinen Moment zu früh, denn ein hagerer Dämon hatte ihm eine knisternde Energiekugel entgegengeschleudert, die von der Hauswand zurückprallte und dabei den Putz absprengte, bevor sie erlosch. Blitzschnell zog der Jäger die Beretta aus dem Brusthalfter und erledigte den Angreifer durch einen gezielten Schuss mitten ins Gesicht.

Brodys Schützling bekam zum Dank die Faust eines Unterweltlers in den Magen gerammt, was die Wut und Kampfeslust des Kriegers noch steigerte. Mit einer kurzen Schlagfolge hatte er zwei weitere Dämonen ins Jenseits geschickt, als der Typ mit dem Feuermal ihn ansprang, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Sie rollten über den harten Asphalt und wirbelten eine Menge Staub auf, aber Brody war sofort wieder auf den Füßen. Sein Gegner war wendig wie eine Katze, er drehte sich ständig um die eigene Achse, darum war es dem Templer unmöglich, ihn genau zu treffen. Kurzerhand stach Brody die Klinge durch seine Kehle und hob den Dämon ein Stück hoch, sodass er knapp über dem Boden schwebte. Die anderen beiden Höllenwesen, die noch verblieben waren, ergriffen den jungen Mann und nahmen ihn in ihre Mitte, doch sie wagten nicht, ihm ein weiteres Haar zu krümmen. Wie erstarrt warteten sie darauf, in welche Richtung sich das Schicksal ihres Anführers wendete.

Es glitzerte wild in den Augen des Jägers, als er keuchte: „Und jetzt nimm deine Brut und verschwinde wieder in den stinkenden Sumpf, aus dem du gekrochen bist, du Missgeburt! Sonst verstreue ich eure Asche in alle Himmelsrichtungen!“

Angewidert setzte Brody die Kreatur ab und gab ihr gleichzeitig einen Stoß, damit er Abstand zu dem Dämon bekam. Dieser strau-chelte und wurde von seinen Gefährten aufgefangen, die im Gegenzug ihren Gefangenen freigaben.

Der mit dem Feuermal Gezeichnete hielt ihren Prügelknaben für einen kurzen Moment am Ärmel fest und sagte, begleitet von einem blutigen Gurgeln: „Keine Sorge, wir werden dich noch kriegen, Delwyn!“ Dann grinste er, und während sich die tropfende Wunde langsam schloss, wandte er sich zum Gehen. Gemeinsam nahm das Dämonentrio die Beine in die Hand, denn in Brodys Augen loderte deutlich die Mordlust.

„Ich danke dir“, sagte der Gerettete und befühlte grinsend seine rechte Gesichtshälfte, die einiges abbekommen hatte. „Mein Name ist Delwyn.“

„Brody Leeds“, antwortete dieser knapp und untersuchte den Zustand seines Schützlings. Er legte eine Hand unter sein Kinn, drehte das Gesicht und sah sich die Bescherung an. Eine lange Narbe zog sich über Delwyns Wange, über die Brody sanft seinen Daumen gleiten ließ. Sie war nicht tief und scheinbar schon sehr alt, doch unter dem Ohr erkannte er einen frischen Kratzer.

„Du bist wohl Schlimmeres gewöhnt“, bemerkte Brody nüchtern.

Der junge Mann nickte und schaute ihn unverwandt an. „Noch nie hat sich jemand so für mich eingesetzt. Du hast dein Leben für mich riskiert!“, meinte er leise und erbebt spürbar unter der Berührung, wobei sich eine leichte Gänsehaut auf seinem Hals ausbreitete.

„Das ist mein Job“, gab Brody daraufhin zurück und seine Hand wanderte tiefer. Das legere Kapuzenshirt

war am Kragen aufgerissen und entblößte den Ansatz einer flachen Brust. *Für heute habe ich wahrlich schon genug nackte Männer gesehen*, dachte der Dämonenkrieger und senkte die Augen noch mehr, denn beinahe war er versucht, über die glatte Haut zu streicheln. *Tyrells und Chase` Eskapaden stecken mir noch in den Knochen, das ist alles. Außerdem spüre ich, wie intensiv mich dieser Kerl mustert. Ich muss ihm ja ziemlich imponiert haben; man könnte beinahe meinen, er steht auf mich.*

Auch Delwyns Hosen sahen ramponiert aus, dennoch schien er nicht ernsthaft verletzt zu sein. Als sein Blick wieder zu dem interessanten Gesicht zurückwanderte, bemerkte Brody, dass seine Finger an Delwyns Halsbeuge lagen, worauf er sie abrupt zurückzog, so, als hätte er sich verbrannt.

„Was jagst du ... Jäger?“, flüsterte sein Gegenüber.

Für einen Moment überlegte Brody, wie er ihm antworten sollte. Der Ausdruck in Delwyns grünen Augen irritierte ihn, und er betrachtete noch eine Weile den hochgewachsenen schlanken Körper, aber dann wurde seine Aufmerksamkeit auf einen Fußgänger gelenkt. Ein Mann mit einem steifen Bowler lief an der Gasse vorbei und schien langsamer zu werden, als er sie passierte.

Den Kerl habe ich doch gerade eben gesehen. Erst vor ein paar Momenten ist er um die Ecke gebogen, wusste Brody. „Warte kurz hier“, bat er Delwyn und wandte sich dann zu dem Gentleman. „Entschuldigen Sie bitte, Sir!“

Der Mann hatte es plötzlich sehr eilig. Als Brody ihm hinterherlief, steuerte er auf eine Hauswand zu und verschwand im Mauerwerk.

„Verdammte Scheiße!“, fluchte Brody durch die Zähne. Das konnte nur einer der Dämonen gewesen sein, der das Gespräch zwischen ihm und Delwyn belauschen wollte. Da seine Spezialbrille in der Hemdtasche steckte, hatte der Jäger das Portal nicht sehen können. *Warum habe ich die Brille abgenommen?*, fragte er sich, weil das sonst nicht seine Art war. Er musste sie unbewusst weggepackt haben, als er Delwyn gemustert hatte.

Wieso haben sie so ein großes Interesse an diesem Mann? Brody wollte Delwyn gerade diese Frage stellen, doch dann bemerkte er, dass er sich stillschweigend verabschiedet hatte.

Mark lag noch immer träge auf dem Hotelbett und beobachtete amüsiert, wie Alan ihre Klamotten auseinandersortierte. Ratlos hielt er gerade zwei graue Calvin Klein-Unterhosen in den Händen.

„Was ist, Milchgesicht, keine Lust auf Trikottausch?“, fragte Mark und wackelte genüsslich mit dem großen Zeh. „Trau dich, du darfst gerne schauen, ob du Haare findest.“

Grinsend ging Alan seinen Gedanken nach. Da er Marks Wäsche wusch, zumindest kam es öfter mal vor, wusste er auch von weiteren verräterischen Spuren, doch er wollte seine Gefühle nicht verletzen.

Während er in einem Kleiderstapel wühlte, hielt er plötzlich ein vibrierendes Handy in der Hand. „Hallo“, meldete er sich und überlegte fieberhaft, was er dem Anrufer sagen sollte, falls es nicht der erste Versuch war, sie zu erreichen.

„Hi, Chase“, hörte er Brody. „Ihr könnt eure Sachen packen, die Operation ist aufgefliegen.“

Alan wollte gerade zu einer Antwort ansetzen, als er bemerkte, dass Brody wieder aufgelegt hatte. „Vielen Dank für die Erklärung“, murmelte er nachdenklich. Ihr Kollege war immer schon sehr kurz angebunden gewesen, weil er nicht gern telefonierte, aber heute hatte er sich besonders knapp gefasst.

„Wir können abbrechen.“ Alan lächelte, Marks Gesicht war ein einziges Fragezeichen. „Frag nicht. Mehr weiß ich auch nicht. Leeds hat gerade ‚Hallo‘ gesagt, aber er hat weniger Wörter dazu benutzt.“

Sein Lebenspartner zog erstaunt die Augenbrauen hoch. Dann stand er auf und ging auf Alan zu, wobei seine Erektion abstand wie ein Ladestock. „Möchtest du mal schauen, welche Shorts mir passen?“, fragte er schelmisch.

„Bleib mir vom Leib! Du bist sperrig und du stinkst!“ Alan wollte ihm ausweichen, doch Mark zog ihn an sich und schnupperte an seiner Halsbeuge.

„Das riecht nach Leidenschaft! Wenn du weiter so vor dich hinduftest, kann ich nur an sündige Sachen denken. Hast du Lust auf eine Dusche?“

„Ich weiß ja leider nicht, *wie* wir aufgefliegen sind, aber hältst du es nicht für leichtsinnig? Unter der Dusche sind wir unbewaffnet. Was ist, wenn eine ganze Dämonenarmee im Zimmer auftaucht?“, bemerkte Alan zweifelnd. So, wie er Mark kannte, war es genau das, was ihn an der Situation reizte. Der Herr liebte es, den schlafenden Drachen am Schwanz zu kitzeln, und er brachte Alan immer wieder dazu, sich auf seine unvernünftigen Spielchen einzulassen.

Plötzlich erhellte sich Marks Gesicht. „Wir sind nicht unbewaffnet.“ Er ging zur Garderobe und holte einen kleinen Gegenstand aus seiner Jackentasche.

„Hier, das ist ein wasserdichter Fingervibrator. Und wenn sie da-vor nicht Reißaus nehmen, erschlagen wir sie mit unseren Schwänzen!“

Diesen *Mark Tyrell kennt niemand außer mir*. Alan lächelte. *Und ich liebe den Kindskopf über alles!*

„Das Ding vibriert wenigstens auch, wenn man es nicht anruft“, flüsterte Mark, während er die kleine Metallhülse über Alans eingeseifte Haut führte. Da er den Zeigefinger der rechten Hand während eines Kampfes verlor, hatte er den dazugehörigen Ring über den Mittelfinger geschoben, doch das machte die summende Kapsel nicht weniger wendig. Sein Ziel lag bei den rosigen Brustwarzen, und er freute sich schon diebisch darauf, seinem Geliebten Töne der Lust zu entlocken.

Er schmiegte sich von hinten an Alan und ließ seine Erektion zwischen die glitschigen Backen gleiten. *Es ist ein besonderer Genuss, ihn unter der Dusche zu lieben! Er fühlt sich so glatt und zart an, so schlüpfrig und doch hart wie Stahl unter der Haut. Das macht mich ganz spitz!*

Alan war sehr durchtrainiert, wie ein Bildhauer hatte er seinen Körper modelliert und ihn zum Kunstwerk erklärt. Wahrscheinlich war es seine Art, das Beste aus seiner eher kleinen Gestalt zu machen, denn Mark überragte ihn fast um eine Haupteslänge.

Alles an ihm ist genau richtig. Er umfasste Alans Taille und hob ihn ein wenig hoch, damit seine Füße auf dem Duschrand Platz fanden. Jetzt war die Höhe passend. *Ich muss ihn schnell ablenken, sonst meckert er gleich wieder, ich solle ihn nicht wie ein Kleinkind behandeln.* Mark stupste ihm mit seinem Ständer gegen den Hodensack. Zur gleichen Zeit entdeckte er einen besonders harten Körperteil und machte sich einen Spaß daraus, Alans Eichel mit den prickelnden Schwingungen zu reizen.

Der blonde Mann lehnte sich schwer gegen ihn und legte den Kopf zurück. Ein tiefes Stöhnen löste sich aus seiner Brust. *Arrrrrgh! Ist das geil!*, empfing Mark plötzlich in seinem Kopf.

„Na, wirst du wohl brav sein? Nicht laut denken, sonst muss ich dich bestrafen“, flüsterte Mark in sein Ohr und umfasste Alans Schaft mit einer Hand, um ihn an seinen Bauch zu drücken. Die Hoden präsentierten sich nun schutzlos und zuckten schon, bevor die kribbelnde Metallhülse sie berührte. Alan bebte.

„Gefällt es dir?“, hauchte Mark, während er seinen Schwanz gegen die gut eingeseifte Pforte seines Freundes drückte.

„Nun mach schon, stoß mich richtig durch!“, stöhnte Alan. „Und demnächst werde ich mir etwas für *dich* einfallen lassen!“

„Ich freu mich schon drauf! Etwas mit Fesseln?“ Mark wartete nicht auf eine Antwort. Schon bald war die dampfende Duschkabine nicht nur von Wasserschwaden erfüllt, sondern von dem besonderen Geräuschcocktail einer lustvollen Vereinigung.

2

„Hey Brody, Schätzchen, ich sehe du bist grad auf der Camden Road.“ Tracy schmatzte dem Jäger ungeniert ins Ohr, während sie auf eine Antwort wartete.

Brody nahm das Gas der Fireblade etwas zurück, um seine Kollegin durch das Headset besser verstehen zu können. Da er nie einen Helm trug, pfiff ihm der Fahrtwind ständig in die Ohren. „Ja, was gibt's, Süße?“ Die halbe Nacht kurvte er schon durch Londons Straßen, doch heute war es außerordentlich still. *Die Ruhe vor dem Sturm*, dachte sich Brody Leeds. Doch der stärkste Sturm tobte gerade in seinem Inneren.

„An der King's Cross Station ist ein Portal mit einer merkwürdigen Energiesignatur aufgetaucht, das solltest du dir mal anschauen. Ist mir schon öfter in der Stadt aufgefallen. Darauf kann ich mir keinen Reim machen. Ich überspiele dir den genauen Standort auf dein Navi!“

„Okay, Babe, mir wurde sowieso gerade langweilig, bin schon unterwegs!“

Brody hasste Londons Rotlichtviertel, doch er war froh, endlich eine Aufgabe zu haben. Seit er Mark und Alan vor ein paar Tagen beim Sex erwischt hatte, sah er immer nur die beiden vor Augen, wie sie sich so leidenschaftlich geliebt hatten. Wie sollte er sich in Zukunft ihnen gegenüber verhalten? Einfach so tun, als wäre nichts gewesen? Brody war ja geübt darin, seine Gefühle für sich zu behalten, doch Tracy schien bereits bemerkt zu haben, dass ihn etwas sehr aufwühlte.

Die Computermaus war empathisch veranlagt, sie konnte sich in Gedanken, Gefühle und Bedürfnisse anderer Menschen einfühlen. Sie hatte immer ein offenes Ohr für die Probleme ihrer Kollegen und auch schon mehrere Versuche unternommen, mit Brody ein Gespräch zu beginnen. Er war jedoch ein Typ, der selten jemanden an sich heranließ. Emotionen zu zeigen, egal ob negativer oder positiver Natur, war schon in seiner Erziehung ein Tabu gewesen.

Tief atmete er die kühle Nachtluft ein, die sein pechschwarzes Haar hinter ihm herflattern ließ, und drehte die Maschine ganz auf. Je schneller er einem Unterweltler den Allerwertesten aufreißen konnte, desto besser. Er brauchte jetzt dringend eine Möglichkeit, sich von seiner Verwirrung abzulenken.

Als er in die Euston Road abbog und sich der U-Bahn-Station näherte, wo Tracy das Portal ausgemacht hatte, parkte er die Maschine am Seitenstreifen und ging zu Fuß weiter. Das handflächengroße Navigationsgerät nahm er mit. Es zeigte ihm den Standort des Tors und den Dämon, der es anscheinend erzeugt hatte, nur dass dieser blinkende Punkt nicht rot war, wie er es normalerweise sein sollte, sondern orange. „Seltsam“, murmelte Brody, während er in eine düstere Gasse schritt und die leicht bläulich schimmernde Pforte in die Unterwelt betrachtete, die sich in einer Hauswand befand. Nur durch seine Spezialbrille konnte er den Kreis wahrnehmen, für menschliche Augen war er unsichtbar.

Der orange Punkt auf dem kleinen Gerät zeigte dem Jäger, dass sich der Dämon nur wenige Meter weiter aufhielt, gleich in dem Hinterhof des Gebäudes, zusammen mit einem Menschen. Das erkannte Brody an dem blauen Fleck, der fast mit dem orangen zu verschmelzen schien. Was auch immer der Dämon gerade mit dem Menschen anstellte, er musste sich auf jeden Fall beeilen, bevor es wieder eine gute Seele weniger in London gab.

Mit gezogener Waffe stieg er über leere Flaschen, Fixernadeln und anderen Müll. „Verflixtes Dreckspack!“, fluchte er. Diesen finsternen Gestalten hatte es die Menschheit zu verdanken, dass sie sich gegenseitig zerfleischte. Hass, Kriege und soziale Missstände wurden oftmals von den Dämonen angezettelt, die sich am Leid der Menschen ergötzten und ihre Kräfte aus dieser negativen Energie bezogen. Allein solche Leute wie die Jäger des Ordens sorgten dafür, dass die Welt nicht vollends ins Chaos stürzte. Nur wusste kein Normalsterblicher von ihrer Existenz oder dass sich ihr Hauptquartier in einem Gebäude an der Bayswater Road befand, getarnt als Wach- und Schließgesellschaft. So fielen die Dämonenkrieger nicht auf, wenn sie bewaffnet aus dem Gebäude stürmten.

Tracy hatte von ihrem Büro im dritten Stock eine wundervolle Aussicht auf den Hyde Park, doch er beneidete die Computermaus nicht um ihren Posten. Brody war ein Kämpfer und gehörte auf die Straße. Jeder Muskel zuckte bereits nervös, ebenso sein Finger am Abzug, doch als er um die Ecke bog, glaubte er, ihn träfe der Schlag. Sofort duckte er sich hinter einen Kistenstapel.

„Auf mir liegt ein Fluch!“, knurrte er. Von seinem Versteck aus konnte er den Hinterhof gut überblicken, der nur von einer einsamen Glühbirne, die über einem Hauseingang hing, schwach erhellt wurde. Zwei Personen waren auf sehr körperliche Weise miteinander beschäftigt und eine davon war der junge Mann, dem er letztens das Leben gerettet hatte. *Delwyn, er hieß Delwyn ...* Der hübsche Kerl mit den hellbraunen Haaren

und der langen Narbe auf der Wange, lehnte gerade an einer verwitterten Backsteinmauer und ließ sich einen blasen. Dem Aussehen nach handelte es sich bei dem anderen Mann um einen Stricher. Da sie seitlich zu ihm standen, sah Brody genau, wie Delwyns Erektion immer wieder tief im Rachen des Straßenjungen verschwand. Heißkalte Schauer liefen dem Jäger über den Rücken und er konnte die Augen nicht von dem gewaltigen Körperteil abwenden, das im fahlen Licht feucht glänzte. *Wie lebensmüde, keinen Gummi zu verwenden ...*

Übelkeit machte sich in seinem Magen breit. Schwer atmend zog er sich wieder in die Dunkelheit zurück, um einen weiteren Blick auf das Navi zu werfen. Der orange Punkt stellte eindeutig Delwyn dar. *Ist er jetzt ein Dämon, oder was?*

„Nun mach schon, Cameron“, hörte er plötzlich seine Stimme, „ich leg auch noch ein Scheinchen drauf, wenn du ihn ganz tief reinnimmst!“

Brody fühlte nicht nur ein Zucken durch seine eigenen Lenden gehen, auch sein Herz durchfuhr ein Stich, als er die Szene mit unverhohlener Neugier weiter verfolgte. Dabei blinzelte er durch einen Spalt zwischen den aufgestapelten Holzkisten hindurch. Dafür, dass er so einen enormen Ständer schob, hörte sich der junge Mann ziemlich gelangweilt an. Scheinbar teilnahmslos blickte er auf die Glühbirne, die ein schwacher Luftzug zum Schaukeln brachte. Dabei ballte er ständig die Hände zu Fäusten. Die Jeans war ihm bis unter die Knie gerutscht und entblößte schmale Hüften und sehnige Oberschenkel, die der Dämonenkrieger fasziniert anstarrte.

Der Stricher bemühte sich, den Riesenphallus tiefer im Rachen zu versenken, doch es gelang ihm nicht wirklich. Sein Freier half ihm nach, indem er den Rotschopf am Hinterkopf packte und ihn gewaltsam weiter hineintrieb, bis sein Gegenüber würgte. Für Brody war nun der Punkt erreicht, wo er normalerweise einschreiten würde, doch er war sich immer noch nicht ganz sicher, ob er es hier tatsächlich mit einem Dämon zu tun hatte.

Plötzlich drehte Delwyn den Kopf in seine Richtung und schien ihn durch den Spalt direkt anzusehen. Für einen Moment hielt Brody die Luft an. Er wagte auch weiterhin kaum zu atmen, als sich ein verträumter Ausdruck auf dem Gesicht des Mannes breitmachte. Mit jeder Faser seines Körpers fühlte der ungewollte Spanner, dass er entdeckt worden war.

Auf einmal begann der Kerl zu stöhnen und seine Iris schien zu glimmen wie eine brennende Zigarette.

Fuck!, ging es dem Jäger durch den Kopf. *Das ist ein Feurdämon!*

Delwyn standen mittlerweile kleine Flammen in den Augen und als er seinen Höhepunkt in die Nacht hinauskeuchte, Brody immer noch anstarrend, schossen sie über die Lider hinaus und erloschen.

Nachdem er wieder zu Atem gekommen war, steckte er dem Typen namens Cameron einen Geldschein in die Hosentasche und schickte ihn weg. Der Stricher eilte an Brody vorbei, ohne ihn wahrzunehmen. Sich das Kiefergelenk massierend, verschwand er in der Dunkelheit. Der Jäger nutzte die Gelegenheit, während der Dämon versuchte sein Glied in der Hose zu verstauen, und schoss blitzartig auf ihn zu, um ihn mit ganzer Kraft gegen die Hauswand zu drücken. Dabei presste er ihm den Lauf der Beretta gegen den Hinterkopf.

„Sachte, Kumpel, du quetscht mir da was ein!“, hauchte ihm der Unterweltler an die Wange.

Tatsächlich konnte Brody deutlich spüren, wie Delwyns Härte durch den Stoff der Hose gegen seinen Unterleib stieß. Beide Männer, die ungefähr gleich groß waren, standen eine Weile eng beieinander ohne etwas zu sagen. Während sein Gegenüber ihm tief in die Augen blickte, ging ein Beben durch Brodys Körper und es machte sich ein seltsames Ziehen in der Gegend um seinen Solarplexus breit. Jetzt schoss selbst ihm das Blut in die unteren Regionen und eine Vision durch seinen Kopf. *Seine Mutter war ein Mensch!*

Deswegen also der merkwürdige Fleck auf dem Navi, er ist nur zur Hälfte ein Dämon!

Halbling hin oder her, dieser Kerl löste Gefühle in ihm aus, an die er nicht einmal denken wollte! Brody roch das Parfum des Gels, mit dem der Mischling die Haare nach oben gestylt hatte, und er nahm auch den exotischen Geruch wahr, den er aus jeder Pore zu verströmen schien, was ihn halb wahnsinnig machte! *Sein Duft erinnert mich an Zimt.*

Auch der Dämon spürte anscheinend, dass etwas Besonderes zwischen ihnen ablief. Brody konnte die fremden Hände plötzlich an seinem Hintern fühlen. *Verflucht!* Sofort rückte der Templer von ihm ab.

„Willst du mich jetzt nicht töten, Jäger?“ Delwyn klang kein bisschen verängstigt, eher herausfordernd. Er lehnte sich jedoch weiterhin lässig gegen die Mauer.

„Du bist ein Hybride!“, spie Brody ihm entgegen und ließ die Waffe sinken.

Aus traurigen Augen blickte ihn der Halbling an, sodass die Atmung des Jägers unweigerlich ins Stocken geriet. „Bastard trifft es wohl eher.“ Plötzlich wirkte er viel jünger als Brody, obwohl mit Sicherheit nur ein paar Jahre zwischen ihnen lagen. Seine ganze Gestalt schien zu schrumpfen, die Schultern fielen ihm nach

vorne. Auch das weite T-Shirt und die Jeans, die ihm locker auf den Hüften saß, ließen ihn ziemlich jugendlich aussehen.

Brody erkannte sofort, dass keine Gefahr von ihm ausging, dennoch behielt er die Beretta sicherheitshalber in der Hand. Die offensichtliche Verzweiflung dieses Kerls hatte ihm jedoch den Wind aus den Segeln genommen. „Wenn du selbst einer von ihnen bist, warum sind die Dämonen vor dem Hotel auf dich losgegangen?“

Delwyns Brauen zogen sich zusammen. „Das waren Madocs Leute. Seine Bodyguards, sozusagen, aber sie scheinen was gegen mich zu haben.“ Nach einer kurzen Pause setzte er noch leise hinzu: „Und ich bin keiner von ihnen, nie richtig gewesen.“

„Dann kennst du Madoc, den Anwalt?“

„Klar, er ist hier oben wie in der Unterwelt ein mächtiger Mann“, knurrte er. „Beinahe so mächtig wie mein elender Vater.“ Kleine Flammen tauchten kurz in den grünen Tiefen seiner Augen auf.

„Was wolltest du von Madoc?“

„Ihn fragen, ob er etwas über den Mord an meiner Mutter weiß. In der Unterwelt wird gemunkelt, dass mein Vater sie umgebracht hat.“

Es wunderte Brody, wie offen ihm der Halbdämon diese wertvollen Informationen anvertraute. Das ließ sämtliche Alarmglocken in ihm losgehen, sein Körper versteifte sich. Das konnte ebenso gut eine Falle sein! Er warf einen unauffälligen Blick auf das Navi, um zu überprüfen, ob sie immer noch alleine waren, doch außer ihnen beiden war kein anderes Wesen im weiteren Umkreis auszumachen. Sofort entspannte er sich wieder. „Warum fragst du deinen Vater nicht selbst?“

„Das habe ich mehrmals versucht, doch er redet kaum mit mir. Der Herr ist anscheinend zu beschäftigt!“ Delwyn ließ ein tiefes Seufzen hören, das an Brodys Herz rüttelte. „Und er kann mich nicht leiden. Keiner kann mich leiden!“ Abermals glühten seine Augen auf.

Der Jäger wusste, dass Hass und Verzweiflung einen Dämon unberechenbar machten, dennoch konnte er ihm nicht von der Seite weichen. Er hatte das plötzliche Gefühl, diesen Kerl beschützen zu müssen und ihn in die Arme zu schließen, um ihn seine Einsamkeit vergessen zu lassen. *Oder meine eigene ...* Brody glaubte, immer noch seinen Geruch wahrnehmen zu können, so nah stand er bei Delwyn. Dieser blickte ihn mit einer derartigen Intensität an, worauf es abermals in seinem Unterleib prickelte. Der schlanke Mann schien etwas von ihm zu wollen, das Brody ihm unmöglich geben konnte. Sofort tauchte wieder das Bild von Alan und Mark auf, wie sie sich losgelöst ihren Gefühlen hingegeben hatten, doch so ein Typ Mensch war Brody Leeds nicht. Er hatte seine Ansichten und Homosexualität kam darin nicht vor. Dennoch hatten es seine Ordensbrüder und auch Delwyn geschafft, seinem unerschütterlichen Weltbild einen ernsthaften Riss zuzufügen. *Ich kann ihn nicht töten. Er ist anders ... einer von uns.*

Brody wusste aber eines mit Sicherheit: Er musste von Delwyn weg und zwar so schnell wie möglich, bevor noch das Virus auf ihn übersprang, das im Moment wohl alle befallen hatte.

Tödliches Begehren

Mortal Desire

erotischer Soft-SM-Roman

Kurzbeschreibung

Reporter Ethan Hunter beschattet schon seit Wochen den obskuren Sicherheitschef eines Kasinos. Gabriel Norton wäre ein Kerl genau nach Ethans Geschmack, gäbe es da nicht die Gerüchte, die sich um Gabriel ranken: Er soll Geld aus illegalen Geschäften im Kasino waschen und Mitglied eines New Yorker Verbrechersyndikats sein.

Was für eine Art Mann er ist, erlebt Ethan bald am eigenen Leib, als Gabriel ihn beim Spionieren erwischt und ihn dafür auf seine Art bestraft. Ethan kann sich Gabriels Anziehungskraft nicht mehr entziehen und gerät, auf der Suche nach der Story seines Lebens, in einen Strudel aus Sex, Gewalt und Leidenschaft.

Info

Dies ist eine m/m Liebesgeschichte, die explizite Erotikszenen enthält. Einige der im Buch beschriebenen Praktiken können gefährlich sein und sollten ohne Erfahrung nicht nachgemacht werden!

Pressestimmen

Tödliches Begehren wird im BDSM-Magazin [SCHLAGZEILEN Nr. 105](#) vorgestellt, erhältlich Mitte September:

Ich stehe auf Krimis und antörnende SM-Szenen ... beides zusammen: perfekt! Dazu mixt die Autorin Inka Loreen Minden noch eine Prise Romantik, und heraus kommt der Roman "Tödliches Begehren".

Der erfolglose Reporter Ethan wähnt sich an einer ganz heißen Story, indem er ein Spielcasino beschattet, denn angeblich wird dort Geld gewaschen. Besonderes Augenmerk legt er auf den Sicherheitschef Gabriel, dieser scheint Dreh- und Angelpunkt der illegalen Vorgänge zu sein.

Dumm nur, dass Gabriel schwul ist und total auf Ethan steht, darum möchte er Ethan zu seinem persönlichen Sexsklaven machen, und das gelingt ihm auch, indem er Ethan erpresst. Sehr extreme SM-Szenen wechseln sich ab mit liebevoller Zärtlichkeit, kalte Brutalität mit zarten Gefühlen.

Neben der spannenden Aktion und den heißen SM-Szenen stehen parallel Gabriels Zweifel an seiner Homosexualität, sein Gefühl, anders sein zu müssen, und die Angst vor dem Coming-Out.

Ein tolles Buch, sehr empfehlenswert und keineswegs nur für Schwule.

Zilli

»So ...«, sagte Gabriel leise. »Was mache ich jetzt mit dir?«

Ethans Herz raste und ihm wurde beinahe schwarz vor Augen. Vergeblich zerrte er an den Handschellen, mit denen seine Hände über dem Kopf an der Eisenstange gefesselt waren, aber das führte nur dazu, dass sich das Metall schmerzhaft in seine Haut drückte. »Bitte lass mich gehen!«

Der schwarzhäarige Mann, der sich über ihn beugte, sah trotz seiner Attraktivität zum Fürchten aus: Gabriel Nortons Gesicht glich einer kalten Maske; die Brauen hatte er tief nach unten gezogen und der Blick aus seinen eisblauen Augen schien Ethan zu töten. Schwer schluckend sah er auf den muskulösen, athletischen Körper ... Gabriel war ihm haushoch überlegen!

»Ich kann dich nicht mehr gehen lassen. Du weißt zu viel«, knurrte Gabriel so nah an Ethans Gesicht, dass der den maskulinen Duft inhalieren konnte, den dieser gefährliche Mann verströmte. Finger glitten an Ethans Hals hinab, streichelten über seine Brust und legten sich schließlich auf den Schritt seiner Hose. »Nachts wirst du meine Lüste stillen.« Gabriel drückte leicht zu, und Ethan spürte, wie er sofort darauf reagierte. Sämtliches Blut schoss in seine Lenden, und das Kribbeln in der Wirbelsäule sagte Ethan, dass ihm gefiel, was gerade mit ihm passierte.

Leise lachend sagte sein Peiniger: »Ich wollte schon immer einen Toy-Boy haben. Du wirst mir dienen, Ethan. Mit Leib und Seele. Denn du gehörst jetzt mir!«

Ethan schloss stöhnend die Augen, während Gabriel ihn durch den Stoff der Jeans streichelte. Die bestimmenden Worte erregten ihn. Immer mehr Blut pumpte in seinen Unterleib; er konnte nichts gegen die aufkeimende Lust unternehmen. Er war Gabriel bereits willenlos verfallen, denn Ethan beehrte diesen anziehenden Mann, wie er noch nie zuvor einen Mann begehrt hatte. Gabriels körpereigene Hitze und sein männlicher Geruch ließen Ethan nicht mehr klar denken.

Gabriels Finger glitten in den Bund seiner Hose und schlossen sich fest um seinen steinharten Schaft. »Du wirst mein Toy-Boy sein. Hast du verstanden?!«

»Ja«, hauchte Ethan. Er konnte kaum sprechen, denn Gabriel massierte ihn mit seiner großen Hand. Zuckend wand sich Ethan unter ihm. Er war Gabriel ganz und gar ausgeliefert. »Ich ... gehöre ... dir ...«

Ein paar Stunden zuvor:

Ethan Hunter saß, wie an beinahe jedem Abend in den letzten Wochen, am Einarmigen Banditen. Der junge Mann besuchte das Starlight-Kasino aber nicht, um seiner Spielsucht zu frönen. Im Gegenteil: Eigentlich schenkte Ethan den sich drehenden Walzen mit den bunten Symbolen kaum Beachtung, sondern observierte den großen Mann, dessen Bild sich in der Scheibe des Automaten spiegelte.

Als freischaffender Reporter war Ethan immer auf der Suche nach der Story seines Lebens, und er hoffte sie hier, im Starlight, zu finden. Ethan fragte sich, was Gabriel Norton wohl alles zu verbergen hatte, wobei er eine weitere Münze in die Slot Machine warf und den Hebel betätigte, ohne Mr Norton aus den Augen zu lassen. Der große, schwarzhäarige Mann, der einen sehr teuren Anzug trug, war der Sicherheitschef dieses Hauses. Das hatte Ethan schon herausgefunden, obwohl es verdammt schwer war, an genauere Informationen zu kommen, was Gabriel Norton betraf. Aber es konnte sich auszahlen, an dem Mann dranzubleiben. In gewissen Kreisen ging das Gerücht um, dieses Kasino diene nur dazu, Geld zu waschen. Geld, das aus Korruption und illegalen Geschäften – womöglich Waffenschmuggel, Drogenhandel und Prostitution – stammte.

Für Ethan musste ja nicht gerade der Pulitzerpreis rausspringen, doch er erhoffte sich, endlich eine Festanstellung bei einer der größeren Zeitungen von New York zu bekommen. Es war beinahe ein Ding der Unmöglichkeit, sich in der größten Stadt Amerikas als Reporter durchzuschlagen. Da musste Ethan der Presse schon einen Knüller liefern, um beachtet zu werden. *Wie zum Beispiel ein Verbrechersyndikat ausheben*, dachte er sarkastisch. Aber da brauchte er sich nichts vormachen. Das war eine gewaltige Nummer zu groß für ihn. Er würde nie in der oberen Liga spielen.

Dennoch wollte Ethan jetzt unbedingt an der Sache dranbleiben. Er hatte auch schon eine Menge Zeit und Nachforschungen in diesen Fall investiert, um jetzt einfach aufzugeben. Sogar ein kleines Zimmer in einer windigen Spelunke hatte er sich genommen, damit er immer in Nortons Nähe bleiben konnte. Beinahe kam sich Ethan wie ein Groupie vor.

Im Moment hielt er sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Er musste dringend zu mehr Geld kommen, aber nicht für sich allein. Nein, er wollte seine Schwester Elena aus New York herausholen, ihr vielleicht ein kleines Häuschen an der Küste kaufen, wo Ethan sie an den Wochenenden besuchen konnte. Elena litt an Asthma, weshalb der Smog, der die Stadt im Hochsommer wie eine Glocke abdeckte, tödlich für sie werden konnte.

Plötzlich versteifte sich Ethans Haltung auf dem Hocker. Er glaubte, ein Kribbeln im Nacken zu spüren. Dasselbe Kribbeln, das er schon seit vielen Tagen fühlte, wenn er vor dem Einarmigen Banditen oder einem anderen Automaten saß. War Gabriel Norton auf ihn aufmerksam geworden, weil Ethan meist nur so tat, als würde er Geld in die Maschinen stecken? Was würde geschehen, wenn ihn die Wachmänner aus dem Kasino »entfernten«?

Schnell warf er eine Münze in den Schlitz und betätigte den Hebel. Es war sein letzter Credit. Ethan war pleite. Aber auch diesmal beachtete er die vorbeirasenden Bilder auf den rotierenden Rollen kaum, denn er sah in der Reflexion der Scheibe, dass Gabriel mit raumgreifenden Schritten in seine Richtung marschierte! Ethans Hände zuckten. Wenn der Mann tatsächlich einem Verbrecherring angehörte, war er verdammt gefährlich! Mit zitternden Fingern fuhr sich Ethan durch sein hellbraunes Haar und versuchte so zu tun, als würde er sich auf das Spiel konzentrieren. Dann legte er die feuchten Hände wieder auf seinen Oberschenkeln ab.

Ob man ihm anmerkte, dass er normalerweise nicht in dieses Kasino passte? Den teuren Anzug hatte er in einem Auktionshaus erstanden und seine schwarzen Schuhe spendierte ihm Elena letztes Jahr zu Weihnachten. Eigentlich sah er ganz passabel aus ...

Je näher Gabriel kam, desto heftiger schlug Ethans Herz. Aber der Sicherheitschef ging knapp an Ethan vorbei zwischen zwei Automaten hindurch, um sich mit einem Mann zu unterhalten, der ein Stück abseits stand und das Treiben im Starlight mit Argusaugen beobachtete. Es war ein Mitarbeiter der Security, wusste Ethan, denn auch der noble Anzug des Typen konnte nicht verbergen, dass sich darunter eine Kraftmaschine befand und mit großer Wahrscheinlichkeit auch eine geladene Waffe.

Stockend holte Ethan Luft, denn jetzt hatte er direkten Blickkontakt zu Gabriel Norton, der keine fünf Meter von ihm entfernt stand. Leider konnte er nicht verstehen, was Norton mit dem Wachmann besprach, dafür waren die Slotmaschinen zu laut.

Ob Gabriel dem Typen jetzt sagte, dass er hier nichts zu suchen hatte?

Ethans Puls beschleunigte sich zunehmend, denn Gabriel Norton sah ständig zu ihm her. Aber der Blick, mit

dem er Ethan bedachte, gab ihm wieder Hoffnung. Er hatte gehört, Gabriel wäre Männern nicht abgeneigt. Ein Callboy, den Gabriel einmal zu sich bestellte, hatte Ethan das geflüstert. Ethan unterhielt natürlich nur aus beruflichen Gründen Kontakt zur Szene, denn wenn er einen Liebhaber wollte, bekam er einen, ohne dafür zu bezahlen. Er war bei den Männern schon immer ein begehrtes Lustobjekt gewesen und er hatte nichts dagegen, dass sie auf ihn abfuhrten. Sex war für ihn wie ein Lebenselixier. Ethan war jung und hatte einen ansehnlichen Körper ... Also warum sollte er nicht Spaß haben?

Je älter er wurde, desto mehr vermisste er allerdings eine feste Partnerschaft. Ethan wollte am Morgen neben jemandem aufwachen und sich am Abend zum Fernsehschauen an einen warmen Männerkörper kuscheln. Aber aus seinen gelegentlichen Treffs hatte sich selten mehr entwickelt. Zudem war auch nie der richtige Partner dabei gewesen, an dem er nicht schon nach kurzer Zeit das Interesse verloren hatte. Die Wenigsten konnten ihm das geben, wonach er sich sehnte: Liebe, Geborgenheit und ab und zu einen guten Fick. Mehr verlangte er doch nicht. Und dieser Norton wäre genau sein Typ ... Verdammt, warum waren die gut aussehenden Kerle entweder Heten oder hatten Dreck am Stecken?

Ethan hatte Gabriels Blicke schon oft auf sich gespürt. Mittlerweile erkannte er die Signale eines Mannes, der auf der Suche nach Sex war. Hoffentlich irrte er sich auch bei Gabriel diesbezüglich nicht. Das konnte die Gelegenheit sein, um an Gabriel ranzukommen und mehr über ihn zu erfahren. Der große Mann starrte immer noch mit seinen eisblauen Augen zu ihm her und verabschiedete sich dann mit einem Kopfnicken von dem Wachmann.

Hilfe, Norton kam direkt auf ihn zu! Ethan vergaß zu atmen; sein Herz setzte einen Takt aus, nur um danach doppelt so schnell zu schlagen. Gabriel fixierte ihn mit einem kalten Blick und streifte mit dem Arm leicht Ethans Schulter. Er konnte Nortons Aftershave riechen und Ethan nahm einen tiefen Zug des markanten Duftes, worauf ihm leicht schwindlig wurde.

»Wenn Sie mir bitte folgen würden, Mr Hunter«, sagte Gabriel Norton mit dunkler Stimme, während er an ihm vorbeiging.

Ethans schluckte. Woher kannte der Mann seinen Namen?

Zuerst wollten sich seine Beine vor Aufregung nicht in Bewegung setzen, aber dann taten sie es doch und Ethan verließ seinen Platz am Einarmigen Banditen. Er folgte der unsichtbaren, angenehmen Duftspur, die Gabriels Parfum hinterließ, während er hinter dem groß gewachsenen Mann herging.

Als wäre er der Besitzer des Kasinos, schritt Gabriel wie ein Herrscher zwischen den Spieltischen hindurch. Obwohl Gabriel Norton einen Anzug trug, konnte er seinen durchtrainierten Körper nicht kaschieren. Ethan vermochte nicht den Blick von den breiten Schultern und dem sanft gebräunten Nacken abzuwenden, in dem sich Gabriels schwarzes Haar leicht wellte.

Nachdem Gabriel einen Zahlencode in das Bedienteil einer Tür eingegeben hatte, verschwand er in einen Flur, der mit Sicherheit zu Überwachungsräumen oder privaten Bereichen des Kasinos führte. Ethan hatte schon seit Tagen überlegt, wie er dort hineingelangen konnte, was natürlich utopisch war, aber diesmal hielt ihn keiner auf. Er hatte gesehen, wie Gabriel dem Türsteher, der noch zusätzlich für Sicherheit sorgte, etwas gesagt und anschließend in Ethans Richtung gedeutet hatte.

Ethans Knie zitterten, als er an dem Zwei-Meter-Mann vorbeiging und durch die Tür schritt, die sich sofort hinter ihm schloss. Was wollte Gabriel Norton von ihm? Hatte er vielleicht herausgefunden, dass Ethan ihm hinterherspionierte und würde ihn nun aus dem Weg räumen? Oder vielleicht wollte Gabriel einfach nur eine heißes Abenteuer mit ihm erleben?

Ja, das muss es sein, hoffte Ethan. Immerhin brannten Gabriels Blicke noch auf seinem Körper und Ethan konnte die sexuelle Spannung zwischen ihnen förmlich fühlen.

Gabriel ging ein paar Meter vor ihm durch einen kahlen, hell beleuchteten Gang, von dem links und rechts Türen abzweigten. Sie begegneten keiner Menschenseele, was Ethan noch nervöser machte. Kein einziges Mal blickte sich Gabriel nach ihm um, und Ethans Hoffnungen schwanden bereits, aber als sie um eine Ecke bogen, wäre Ethan fast in ihn hineingerannt, da Gabriel einfach stehen geblieben war.

»Was wollen Sie eigentlich von mir?«, stammelte Ethan und schaute zu Gabriel auf, weil der fast einen Kopf größer war als er selbst.

»Ich?«, erwiderte Gabriel ruhig und mit einer so samtigen Stimme, dass Ethan ein Prickeln über den Rücken kroch. »Die Frage sollte lauten: Was wollen *Sie* von *mir*, Ethan?«

Himmel, der Mann kannte sogar seinen Vornamen!

Gabriel machte einen Schritt auf Ethan zu, der instinktiv zurückwich, bis er mit dem Rücken gegen die kühle Wand stieß. Gabriel Norton galt als extrem gefährlich – wenn Ethan den Gerüchten Glauben schenken sollte –, und Ethan war jetzt mit diesem Mann ganz allein!

Gabriel kam so nah, bis Ethan wieder sein betörendes Aftershave roch und die Hitze seines Körpers spürte. Gabriel stützte seine Hände neben Ethans Kopf an der Wand ab, sodass er nun gefangen war, und blickte ihn eindringlich an.

»Jetzt werden wir uns mal unterhalten, Mr Hunter«, sagte Gabriel gefährlich leise. Er hatte sich ein wenig nach vorne gebeugt, damit sie sich direkt in die Augen sehen konnten. Daraufhin befanden sich Gabriels sinnliche Lippen keine zehn Zentimeter vor Ethans Mund. Ethan fühlte Gabriels Atem, der nach Pfefferminzkaugummi roch, auf seinem Gesicht. Gabriel besaß ein winziges Grübchen am Kinn, fiel Ethan jetzt erst auf, und hohe Wangenknochen. Er strahlte dadurch etwas Aristokratisches aus. Seine Nase war einen Tick zu lang – passte aber dennoch wunderbar in das Gesamtbild.

Das Blut rauschte Ethan in den Ohren. *Scheiße, doch kein Fick!* Gabriel Norton musste irgendwie herausgefunden haben, dass Ethan ihm hinterherschnüffelte. Hoffentlich wusste sein Gegenüber nicht, dass er hinter der Story seines Lebens her war. Aber da Ethan noch nie auf den Mund gefallen war, erwiderte er blitzschnell: »Ich habe doch bemerkt, wie Sie mich in den letzten Tagen angestarrt haben. Und alles, was ich von Ihnen will, ist Ihr Körper, Gabriel.«

Zwischen Gabriels dunklen Brauen bildeten sich zwei tiefe Furchen. Hatte er seine Ausrede geschluckt? Gabriel wollte anscheinend gerade etwas erwidern, als Schritte durch den Gang hallten. Sofort packte er Ethan am Arm und zerrte ihn durch die nächste Tür, die er hinter ihnen abschloss.

Ist das ein Verhörzimmer?, fragte sich Ethan, weil außer einem kahlen Schreibtisch und zwei Stühlen nicht viel in dem fensterlosen Zimmer stand. Bevor er sich jedoch weiter darüber den Kopf zerbrechen konnte, hatte ihn Gabriel schon in einen der unbequemen Plastiksitze geschubst. Gabriel selbst setzte sich mit verschränkten Armen vor ihm auf die Tischkante, sodass er direkt auf Ethan herabsehen konnte.

»Ich weiß alles über Sie, Mr Hunter. Daher rate ich Ihnen, sich nie wieder in meinem Kasino blicken zu lassen.«

Ethan wurde es abwechselnd heiß und kalt. *Scheiße!*, fluchte er in Gedanken. *Er weiß alles über mich? Womit habe ich mich verraten?* Aber dann dämmerte es ihm: Der Typ tat doch nur so, um ihm Angst einzujagen! Norton wusste wahrscheinlich absolut nichts über ihn bis auf seinen Namen und der war leicht zu bekommen. Schließlich musste sich jeder, der in dieses Kasino wollte, ausweisen.

Aus seiner Not heraus versuchte es Ethan noch einmal mit derselben Masche. Er legte eine Hand auf Gabriels Oberschenkel, der sich durch die teure Anzughose heiß und fest anfühlte, und beugte sich ein wenig nach vorne, sodass er Gabriels Schritt direkt vor Augen hatte. Tief inhalierte er die warme Note seines männlichen Geruchs. Gabriel duftete einmalig. Es kribbelte in Ethans Hoden, worauf sie sich zu harten Bällen zusammenzogen. »Ich weiß, was du brauchst, Gabriel. Nur deswegen bin ich hier, denn ich will es ebenso sehr wie du.«

»Hör auf mit dem Scheiß!« Gabriel sprang auf und zog in derselben Bewegung Ethan am Kragen seines Jacketts mit nach oben. Ziemlich unsanft wurde er gegen die nächste Mauer geschubst, an der er wie versteinert stehen blieb.

Gabriels eisblaue Augen blitzten gefährlich, als er Ethan mit seinem ganzen Gewicht an die Wand nagelte.

»Du schnüffelst mir hinterher, und das gefällt mir nicht!«

Jetzt wurde Ethan klar, warum Gabriel ihn an diesen Ort gebracht hatte. Hier gab es nicht in jeder Ecke Überwachungskameras so wie im Kasino. Hier konnte Gabriel mit ihm machen, was er wollte, und keiner würde etwas mitbekommen. Ethan steckte ganz schön in der Klemme! Zu seinem Entsetzen legte Gabriel auch noch die Hände um seinen Hals und drückte leicht zu, aber nicht so fest, dass ihm die Luft wegblieb. Das sollte wohl eher eine Warnung sein.

Gabriel hatte ihn aber vorhin wirklich angesehen, als ob er ihn ficken wollte, das konnte sich Ethan ja nicht eingebildet haben?!

Verzweifelt begann er, seinen Körper an Gabriel zu reiben. »Ich weiß nicht, was du da redest. Ich begehre dich, Gabriel. Du bist ein schöner Mann. Ich bin nur an *dir* interessiert, nicht an dem, was du tust.«

Verdammt! Für den letzten Satz hätte sich Ethan die Zunge abbeißen können, aber Gabriels Nähe verwirrte ihn. Gabriels Duft und die unglaubliche Hitze, die sein Körper verströmte, erregten Ethan auf nie gekannte Weise. Er spürte, wie er immer härter wurde, obwohl auch Angst in seine Eingeweide kroch. Doch leider war es ebendiese Mischung, die ihn nur noch mehr anmachte.

»Was tue ich denn?«, fragte Gabriel leise, ohne zurückzuweichen. Seine Augen blickten plötzlich nicht mehr ganz so kühl, zumindest bildete sich Ethan das ein. Gabriels Stimme war ebenfalls weicher geworden und der Griff um seinen Hals lockerer. Der große Mann unternahm auch keinen Versuch, Ethans Annäherungsversuche abzublocken.

»Mich begehren«, erwiderte Ethan atemlos und legte seine Hände an Gabriels Hüften. Gabriels Antwort klang eher halbherzig: »Ich stehe nicht auf Männer, bilde dir bloß nichts ein. Ich beobachte dich schon seit Tagen. Halte dich von mir fern, Junge!«

Junge? Er war sechsundzwanzig! Nur weil Gabriel ein paar Jahre älter war, hatte er noch keinen Grund, ihn wie ein Kind zu behandeln! Aber wenn er hier den Daddy rauskehren wollte, dann konnte er das haben. Ethan war für viele Spielarten offen.

»Das ist aber schade, Gabriel«, säuselte er mit zuckersüßer Stimme und leckte sich über die Lippen. »Wir beide könnten eine Menge Spaß haben.« Es machte Ethan unwahrscheinlich an, diesen sexy Kerl zu provozieren. Er ließ eine Hand zwischen ihre Körper wandern, um an Gabriels Schritt zu reiben. Und was er dort spürte, war nicht zu verachten! Als er leicht zudrückte, um die beginnende Erektion zu verwöhnen, keuchte Gabriel auf.

»Verdamnte Schwuchtel, nimm deine Pfoten da weg!«, knurrte Gabriel, aber Ethan dachte gar nicht daran, denn er bemerkte, wie sein Gegenüber darauf reagierte. Ethan wurde sogar noch wagemutiger und zog Gabriels Hemd aus der teuren Hose, um mit der anderen Hand darunterzufahren. Gott, hatte dieser Mann einen geilen Body! Ethan ertastete einen flachen Bauch, unter dessen samtweicher Haut ein gestählter Körper lag. Ethan konnte jeden einzelnen Muskel fühlen.

Gabriel lehnte sich schwer gegen ihn, sein hektischer Atem streifte Ethans Ohr. »Hör auf«, zischte er, »oder ich kann für nichts mehr garantieren.«

Ethans Lippen kräuselten sich. »Was willst du tun? Mich zusammenschlagen oder doch lieber ficken?« Aber Gabriel gab ihm keine Antwort. Stattdessen schloss er die Augen, sichtlich um Beherrschung ringend. Jetzt schien Ethan der beste Zeitpunkt, um Gabriel den Peilsender in sein Jackett zu schmuggeln. Auf diese Gelegenheit wartete er schon seit Tagen! Während er die Hand von Gabriels Erektion nahm, die er bis jetzt durch die Hose massiert hatte, fuhr er damit in seine eigene Sakko-Tasche, um ein Handy herauszuziehen. Aber es war kein gewöhnliches Mobiltelefon, sondern ein gut getarnter Peilsender. Leider gab es zurzeit kein kleineres Gerät auf dem Markt, denn die GPS-Sender verbrauchten viel Energie und kamen nicht ohne Batterien aus. Aber Ethan musste unbedingt herausfinden, wo sich Gabriel herumtrieb, wenn er sich nicht im Kasino aufhielt. Vielleicht bekam Ethan auf diesem Weg heraus, ob Gabriel in illegale Machenschaften verwickelt war und wenn ja, in welche.

Damit Gabriel nicht stutzig werden konnte, weil Ethan seine Hand nicht mehr an dessen Geschlecht hatte, begann er, seinen Unterleib an ihm zu reiben.

Als Gabriels Hände an Ethans Hals hinabwanderten, schien der Sicherheitschef abgelenkt, also fuhr Ethan abermals unter das Jackett, aber bevor er wieder Gabriels Bauch streichelte, wollte er das präparierte Handy in einer Innentasche verschwinden lassen.

Plötzlich glitt Gabriels Zungenspitze über sein Ohrfläppchen. Ethan zog es bei der elektrisierenden Berührung und den keuchenden Geräuschen fast die Beine weg. Wahnsinn, war der Kerl heiß! Ethans dünner Hautlappen wurde eingesaugt und abgeleckt, während Gabriel seinen Unterleib gegen ihn presste. Stahlhart drückte das Geschlecht des Mannes gegen sein eigenes, das nicht weniger erregt war.

Ethan hatte sich also nicht getäuscht: Gabriel war schwul!

Abrupt versteifte sich Gabriels Körper und er hörte auf, Ethans Brust zu streicheln und sein Ohrfläppchen zu necken. Da bemerkte Ethan, dass seine Hand mit dem Handy immer noch in Gabriels Jackett steckte. Schnell zog er sie zurück – doch zu spät. Schwer atmend und mit einem Blick, der Ethan getötet hätte, falls das möglich gewesen wäre, drückte sich Gabriel von ihm ab. Ohne Ethan aus den Augen zu lassen, fuhr Gabriel mit einer Hand in die Innentasche seiner Jacke und holte das Handy heraus.

»Was soll das?«, knurrte er.

Ethan lächelte unsicher. »Damit du mich immer erreichen kannst, falls es dich mal wieder überkommt.« Das Gerät in der Hand wendend, nahm es Gabriel genau unter die Lupe. Er drückte auf den kleinen Knopf, um das Telefon einzuschalten, aber natürlich ging es nicht an. Es war bloß ein Dummy.

»Akku ist leer«, rechtfertigte sich Ethan, der glaubte, er müsse gleich sterben. Jetzt war er so weit gekommen und dann musste ihm das Schicksal einen fiesen Streich spielen! Es hätte alles wunderbar klappen können: Erst hätte er sich mit Gabriel vergnügt, dann hätte er sich die Story des Jahrhunderts gesichert. Gabriel drehte das Handy herum und nahm die Klappe ab, hinter der normalerweise der Akku lag. Zum Vorschein kamen allerdings nur Kabel und eine Batterie. Anhand von Gabriels Blick wusste Ethan sofort, dass Gabriel es als das erkannte, was es war. »Du verdammter Hurensohn!«

Ohne Worte zerrte er Ethan durch den Raum und drückte ihn bäuchlings auf den Tisch. Ethan hatte keine Chance – sein Gegenüber war größer und stärker. Gabriel packte seine Arme und schon hörte Ethan ein

metallisches Klicken. Gabriel hatte ihm die Hände auf den Rücken gefesselt! Ethan spürte den kühlen Stahl an seiner Haut. Shit, auf was hatte er sich da nur eingelassen? Er war dem Mann nun völlig ausgeliefert!

»Wollen wir mal sehen, was du sonst noch bei dir hast«, brummte es hinter Ethan. Brust und Wange lagen auf der kühlen Tischplatte, während ihm Gabriel ... die Hose herunterzog!

»Hey, was soll das?« Ethan wollte sich aufrichten, aber Gabriel presste ihn weiterhin auf den Tisch.

»Bist du verwandt?«

»Was?« Aber dann verstand Ethan. »Nein!«

Gabriels Hände glitten über seine nackten Schenkel und unter das Hemd, um ihn überall abzutasten. Diese Berührung brachte ihm am ganzen Körper eine wohlige Gänsehaut ein.

»Davon will ich mich selbst überzeugen«, sagte Gabriel. »Ich werde dich nun gründlich durchsuchen.«

Aus den Augenwinkeln sah Ethan, wie Gabriel etwas aus der einzigen Schublade des Tisches holte und sich überzog: Gummihandschuhe! »Aber«, stammelte Ethan, »du willst doch nicht wirklich ...« Sofort kniff er die Pobacken zusammen, doch zu seiner Überraschung, hielt ihm Gabriel seinen Zeigefinger an die Lippen.

»Leck ihn ab«, befahl er leise, während er dicht bei Ethan stand. Der fühlte, wie sich Gabriels andere Hand in seine Unterhose drängte und auch diese herunterzog. Sein nacktes Hinterteil lag nun direkt vor Gabriels Lenden.

Ethans Penis stupste von unten gegen die Tischplatte. Diese ganze Situation erregte ihn plötzlich ungemein, sodass er ohne zu zögern Gabriels Finger in den Mund nahm und den Latex einspeichelte.

Währenddessen schob Gabriel Ethans Beine auseinander, so weit es der Stoff um seine Knie zuließ, und fuhr ihm mit der anderen Hand dazwischen. Ethan keuchte auf, als Gabriel seine Härte umschloss und fest von unten gegen die Tischplatte drückte.

»Das reicht!«, zischte Gabriel und zog den Finger aus Ethans Mund. Speichel lief an dem Gummi herab, und Ethan wusste ganz genau, was Gabriel nun vorhatte.

»Ich bin ein gefährlicher Mann, Ethan. Sehr gefährlich«, sagte dieser heiser und legte seinen Finger an Ethans zuckenden Eingang.

Captain's Lover

Kurzbeschreibung

Auf der Karibikinsel Barbados kauft Captain Brayden Westbrook einem Sklavenhändler den jungen Offizier Richard ab, der als Einziger ein Schiffsunglück überlebt hat. Brayden trägt den misshandelten Soldaten auf seine Fregatte, um mit ihm die Heimfahrt nach England anzutreten.

Der Captain ist fasziniert von dem jungen Mann, und auch Richard kann sich seiner Gefühle nicht erwehren. Doch in London angekommen, soll es für sie keine gemeinsame Zukunft geben ...

Info

Im dritten Historical von Inka Loreen Minden gibt es ein Wiedersehen mit Dr. Adam Reece und Sir John aus TEMPTATIONS!

Brayden drängte sich, auf der Suche nach seinem Ersten Offizier, zwischen den Menschenmassen hindurch. Seine Fregatte, die *Cassandra*, war bereit zum Auslaufen, nur Jonathan Sykes fehlte mal wieder.

Wahrscheinlich trieb er sich hier in Bridgetown in einer Hafenschenke herum und vergnügte sich mit einer Dirne. Das würde zu Sykes passen. Er hatte gerne Spaß mit hübschen Mädchen.

Die Hitze der Sonne über der Karibikinsel Barbados, die Ausdünstungen der Menschen und die intensiven Düfte der angebotenen Waren des Basars machten Brayden zu schaffen. Er freute sich, endlich die Heimreise in das kühle England antreten zu können. Er hatte nichts gegen Sonne und das Karibische Meer im Allgemeinen, aber hier war es ihm einfach *zu* heiß, *zu* laut und *zu* hektisch. Wenn er auf See war und ihm eine salzige Brise um die Nase wehte, fühlte Brayden sich wohler. Dort gab es nur ihn, sein Schiff und die Crew – alles zuverlässige Männer bis auf ...

»Sykes!«, fluchte Brayden. Wo war der Mann, verdammt? »Vielleicht sollte ich ihn die neunschwänzige Katze spüren lassen«, murmelte der Captain, als er sich weiter voranschob. Der Gedanke an seinen Offizier, der nackt am Hauptmast hing, gefiel ihm irgendwie, doch schnell verdrängte Brayden das Bild. Schon lange wusste er, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Die Huren in den Kneipen interessierten ihn nicht, dafür beobachtete er umso lieber seine Männer beim Arbeiten, die verschwitzen und von der Sonne gebräunten Körper, die harten Muskeln ...

Verflucht, er war doch erst dreißig Jahre alt, was war nur los mit ihm und seinem Körper? Würde er jemals normal werden? Oder hatte der geistige Verfall schon während seiner Jugend eingesetzt?

Hektisch wischte er sich eine schwarze Haarsträhne weg, die ihm an der feuchten Stirn klebte, und atmete tief durch. Brayden trug bereits seinen Dreispitz, den schwarzen Kapitänsfrack, beige Kniebundhosen sowie schwere Lederstiefel – daher schwitzte er höllisch. Er wollte endlich ablegen!

»Sir, kommen Sie, ich hab vielleicht das, was Sie suchen!«, sagte plötzlich eine große, ungepflegte Gestalt neben ihm, der bereits mehrere Zähne fehlten. Der Kerl winkte Brayden in eine Seitengasse.

Wer war der Mann? Kannte er Sykes vielleicht?

Brayden blieb wachsam, es konnte sich um eine Falle handeln, aber der Hüne führte ihn zu einem Planwagen und schob den Stoff ein Stück zur Seite.

Also ein Händler, der ihm das Geld aus der Tasche ziehen wollte. Brayden wandte sich schon zum Gehen, als er doch einen Blick in den Wagen warf.

Er erschauerte: Mädchen und Frauen aller Hautfarben – die meisten wahrscheinlich aus Afrika – saßen zusammengepfercht in dem stickigen Gefährt und blickten Brayden ängstlich an.

Mehr Hitze stieg ihm ins Gesicht und er ballte die Hände zu Fäusten. Sklavenhandel war seit einigen Jahren offiziell verboten! Dass sich der Mann überhaupt traute! Brayden schnaubte, doch plötzlich fesselte ein blonder Haarschopf seinen Blick. Ein junger Mann saß festgekettet und versteckt hinter den anderen Gefangenen in einem Käfig. Er wäre Brayden nicht aufgefallen, hätte sich der Junge in diesem Moment nicht bewegt und sein goldenes Haar die Sonne reflektiert, die durch ein Loch in der Plane schien. Wie ein

Zeichen ...

Obwohl er von oben bis unten verdreht war, erkannte Brayden ihn gleich an den aristokratischen Gesichtszügen, und sein Atem stockte. »Kann es denn die Möglichkeit sein?!« Mit zitternden Fingern zog Brayden aus seinem Rock ein Pergament, das total zerknittert war, weil er es seit Wochen mit sich herumtrug. Es war ein Steckbrief, den ein gewisser Lord Albright in ganz London verteilt hatte. An beinahe jeder Straßenecke hatte so ein Zettel gehangen, und Brayden hatte sich einen davon eingesteckt, ohne nachzudenken, warum er das tat. Aber er hatte sich dabei erwisch, wie er immer wieder das Papier hervorgeholt hatte, um das Bild des jungen Mannes anzusehen.

»Richard Albright«, flüsterte Brayden, als er die Zeichnung mit dem von der Sonne geröteten Gesicht des Gefangenen verglich, der kaum zwanzig Jahre alt zu sein schien. Das blonde Haar, das er auf dem Bild zu einem Zopf trug, war zwar jetzt kürzer, aber immer noch so lang, dass es ihm in wirren Strähnen ins Gesicht hing. Anscheinend hielt es der Händler für etwas Besonderes, denn solch goldblondes Haar war auf den Kolonien eine Seltenheit. Den anderen Gefangenen hatte man hingegen die Köpfe geschoren.

Es hieß, Richard Albright sei als Offiziersanwärter auf einem Schiff nach Amerika unterwegs gewesen, das das Land jedoch nie erreicht hatte. Wie so viele männliche Adlige, denen nicht das Privileg zuteil wurde, Erstgeborene zu sein, versuchten sie ihr Glück auf militärischer Ebene. Von dem jungen Mann fehlte jede Spur, doch die Eltern hatten die Hoffnung nicht aufgegeben. Lord Albright hatte demjenigen, der ihm seinen Sohn zurückbrachte, eine großzügige Belohnung versprochen.

Mit wild pochendem Herzen blickte Brayden abermals in den Wagen und musste sich auf Zehenspitzen stellen, um einen besseren Blick auf den Mann zu erhaschen, den die Frauen mit ihren Körpern verdeckten. Jede von ihnen war nackt und wunderschön, aber nur der junge Offizier vermochte Brayden zu fesseln.

Auf dem Steckbrief stand, Richard habe grüne Augen, aber die Lider des Gefangenen, der in dem kleinen Käfig kniete, waren geschlossen.

Ein Stich durchzuckte Braydens Herz. Der Junge sah ziemlich mitgenommen aus.

Der Sklavenhändler schien zu bemerken, dass sich Brayden für seine Ware interessierte, denn er fuhr die Frauen an: »He, präsentiert euch, der Herr da möchte eure Vorzüge bewundern!« Der Händler nickte Brayden zu, doch der starrte nur mit finsterner Miene zurück. Sein Magen ballte sich zusammen, denn er konnte kaum mit ansehen, wie der junge Mann litt und gegen eine Ohnmacht ankämpfte. Wie viele Stunden kniete er schon in dem Käfig? Richards Haut war an zahlreichen Stellen krebsrot und an seinen Schultern blätterte sie bereits ab. Er musste lange Zeit in der Sonne verbracht haben. Die spröden Lippen zeigten Brayden, dass der Junge kurz vor dem Austrocknen stehen musste, und auf der Brust zeichneten sich die Rippen mehr als gewöhnlich ab, obwohl Richard nicht schwächig war.

Flatternd öffneten sich Richards Lider, die geschwollen und rot umrandet waren. Als sein Blick Brayden traf, legte dessen Herz an Tempo zu. Der junge Mann musste einen eisernen Willen besitzen, denn er wirkte keineswegs gebrochen. Mochte sein Körper auch geschwächt sein, in Richards Augen lag eine Entschlossenheit, die Brayden schon bei anderen Gefangenen gesehen hatte. Solche Menschen brachten ihre Peiniger früher oder später um.

Froh, dass der Junge offensichtlich noch einen gesunden Geist besaß, atmete Brayden auf und ging um den Wagen herum. Dann hielt er dort die Plane zur Seite.

»Wie viel für den Blondinen da?«, fragte er den Händler, wobei Brayden versuchte, seine Stimme möglichst autoritär klingen zu lassen. Unauffällig steckte er das Papier weg und wischte sich die feuchten Finger an der Hose ab.

»Was? Ihr meint den Mann? Der ist nicht verkäuflich«, murmelte der Händler.

»Das glaube ich nicht. Jeder hat seinen Preis, nennt mir einen!«

»Hundert Pfund und er gehört Euch, Engländer.« Der Verkäufer entblöbte grinsend seine braunen Zähne. Er rechnete wohl fest damit, dass Brayden der Gefangene nicht so viel Wert war.

»Hundert Pfund für den halb verhungerten Burschen?«, empörte Brayden sich. »Das ist Wucher!« Er musste verhandeln, weil er nicht so viel Geld bei sich trug. »Wo kommt der überhaupt her?«

Die Augen des Händlers wurden groß, dann kratzte er sich an seinem stoppelbärtigen Kinn. »Ähm, ich hab ihn ein paar Fischern abgekauft. Ich weiß nicht, woher er kommt.« Der Hüne schien genau zu wissen, was für eine Strafe ihm wegen Sklavenhandels gebührte, und erst recht, wenn er einen Briten gefangen hielt. Zudem war ihm sehr wohl bewusst, welcher Nationalität Richard angehörte, das stand ihm ins Gesicht geschrieben. Bevor der Händler jedoch mit Sack und Pack verschwinden konnte, musste Brayden unbedingt den Jungen befreien, also wechselte er schnell das Thema.

»Er sieht krank aus«, sagte er, auch um den Preis zu drücken. »Der macht es wohl nicht mehr lange.«

Tatsächlich wirkte Richard nicht wie das blühende Leben, aber viel Flüssigkeit sowie eine deftige Mahlzeit und er wäre bald wieder der Alte, hoffte Brayden. Dann sah er jedoch die aufgerissenen Fußsohlen. Um Richards wunderschönen Körper nicht zu verstümmeln, hatte ihm der Sklavenhändler die Fußsohlen ausgepeitscht. Der Junge würde kaum laufen können, wenn er überhaupt noch die Kraft dazu besaß!

Eine plötzliche Übelkeit stieg in Brayden auf und er musste sich beherrschen, den widerlichen Kerl nicht auf der Stelle umzubringen. Aber er würde es den Behörden überlassen, sich die Hände schmutzig zu machen.

Jetzt riskierte Brayden einen weiteren Blick auf die anderen Gefangenen, die auch nicht besser aussahen. Wenn Brayden gekonnt hätte, würde er sie alle retten. In vielen Teilen der Welt war die Sklaverei schon abgeschafft worden, auch auf den Kolonien, aber es wurden immer noch billige Arbeitskräfte verkauft. Sie schufteten auf den Zuckerrohrplantagen und stellten Sirup sowie Rum her, der nach England exportiert wurde. Der Händler würde hängen, wenn die Behörden von seinen »Geschäften« erfuhren!

»Mein werter Herr Kapitän, ich kann Euch versichern, dass dieser Bursche gesund ist«, schmeichelte der Hüne, aber er schien sich da plötzlich selbst nicht mehr sicher zu sein, denn seine Augen huschten prüfend über Richards nackten Körper. Zitternd blinzelte der Gefangene zu ihnen herüber und öffnete den Mund, aber es kamen nur unverständliche Worte heraus.

»Außerdem«, fügte der Händler leiser an, sodass nur Brayden ihn hören konnte, »ist er noch unberührt. Falls Ihr ein enges Loch ...«

»Wer garantiert mir das?«, unterbrach Brayden ihn barsch. Sah er denn aus, als wolle er Richard fürs Bett? Nun gut, er würde mitspielen, denn wenn der Kerl herausfand, dass auf den Adligen eine hohe Belohnung ausgesetzt war, würde er diese sicherlich selbst einstreichen wollen. »Mehr als fünfzig Pfund ist er mir nicht wert!«

Mit angehaltenem Atem wartete Brayden darauf, was für ein Urteil der Sklavenhändler fällen würde, aber schließlich nickte der, nahm Brayden gierig das Geld ab, sprang auf den Wagen und zerrte Richard aus dem Käfig direkt in Braydens Arme. »Er gehört Euch. Hat mir eh nur Scherereien gemacht. Er braucht eine harte Führung, wenn Ihr ihm Herr werden wollt. Hier, mischt ihm das ins Essen und er ist lammfromm wie ein Schoßhündchen.«

Ohne dem Händler zu antworten, entriß Brayden ihm dem dargebotenen Kräuterbeutel. Er würde das Zeug von seinem Schiffsarzt untersuchen lassen. Anschließend zog er Richard an sich und fühlte die Hitze, die der junge Mann ausstrahlte.

Richard, der beinahe so groß war wie Brayden, nur schlanker, blickte ihm unverwandt in die Augen. Ein loderndes Feuer brannte in den grünen Tiefen, und Brayden wäre beinahe darin versunken. Ja, der Sklavenhändler hatte recht, der Junge war ein Rebell. Dieser Umstand hatte ihm wahrscheinlich das Leben gerettet.

»Kannst du laufen?«, fragte Brayden ihn.

Sein Gegenüber nickte nur und starrte ihn weiterhin mit aufgerissenen Augen an. Er überlegte wohl, welches Schicksal ihm nun bevorstand, und wägte ab: fliehen oder mitgehen.

Aus der Nähe betrachtet, wirkte der Adlige – trotz der zarten rosa Narbe auf seiner Wange – noch viel attraktiver. Brayden spürte ein seltsames Ziehen in der Brust und schluckte hart. Es würde nicht einfach werden, die nächsten Wochen auf See der Verlockung des jungen, attraktiven Körpers zu widerstehen. Fast hätte Brayden seine Hände auf die wohlgeformten Rundungen von Richards Gesäß gelegt, aber schnell drückte er ihn von sich.

»Keine Angst, ich bringe dich nach Hause«, sagte Brayden leise, sodass der Händler ihn nicht hören konnte. Der war bereits dabei, den Planwagen startklar zu machen.

Brayden warf Richard seinen langen Kapitänsrock über die Schultern, um ihn vor der brennenden Sonne zu schützen und seinen entblößten Körper zu verhüllen. Der junge Mann schien jedoch so an das Nacktsein gewöhnt zu sein, dass er kaum Scham empfand. Oder er war einfach zu benommen dazu. »Dan-dank...ke«, stammelte er schwach, was das Ziehen hinter Braydens Brustbein noch verstärkte.

Kaum jemand schenkte ihnen besondere Aufmerksamkeit, als sie durch die Menschenmassen schritten. Nur ein großer Mann, der seine dunkelbraunen Haare zu einem Zopf gebunden trug, starrte mit offenem Mund zu ihnen her.

Erleichtert atmete Brayden auf. »Mr Sykes, Sie kommen genau zur rechten Zeit. Helfen Sie mir!«

Während sein Erster Offizier Richard am anderen Arm packte, erklärte ihm Brayden die Situation und dass es sich bei dem Jungen um den vermissten Adligen handelte.

»Dur...«, murmelte Richard plötzlich. Beinahe hätte Brayden ihn nicht gehört, da er seinen Gedanken

nachhing und die umstehenden Händler und Kunden solch ein Geschrei verursachten.

Brayden nickte, und sie führten Richard hinter die Stände und Häuser der Kaufleute, wo sich ein Fluss bis ins Meer schlängelte. Am Ufer ließen sie Richard los, der den Frack fallen ließ, gleich ins kühle Wasser stolperte und gierig trank.

Sofort eilte Brayden ihm hinterher, wobei es ihm egal war, dass seine Stiefel nass wurden. »Langsam, Junge, oder dein Magen wird das Wasser nicht behalten!«

Tatsächlich begann Richard sich zu verkrampfen und sank auf die Knie, sodass er bis zu den Schultern im Fluss saß.

Brayden ergriff ihn unter den Achseln, damit er nicht unterging, wandte sich dann aber an seinen Offizier, der noch am Ufer stand: »Mr Sykes, gehen Sie schon mal aufs Schiff und sagen Sie dem Doc Bescheid. Ich komme gleich nach! Und informieren Sie die Behörden wegen dem Händler!«

»Aye, Sir.« Sykes salutierte und war schon verschwunden.

Mittlerweile hatte sich Richard beruhigt. Apathisch kniete er im Wasser, die Augen halb geschlossen.

Fürsorglich legte ihm Brayden eine Hand auf die Stirn. »Du glühst ja! Mein Schiffsarzt wird sich gleich um dich kümmern.«

Langsam hob Richard den Kopf und sah Brayden an. »I-ich ... weischgarnisch dankesohl, Sör.« Es war offensichtlich, dass er sprechen wollte, aber es kamen nur unverständliche Laute aus ihm heraus. Was hatte der Händler nur mit dem Mann angestellt?

Die Verzweiflung, weil er sich nicht mitteilen konnte, stand Richard ins Gesicht geschrieben.

»Pst, alles wird gut.« Brayden wusste selbst nicht, was in ihn gefahren war, aber plötzlich begann er, Richard zu waschen. Er musste ihn einfach berühren, die erhitzte Haut kühlen, die sich so wunderbar weich unter seine Handflächen anfühlte, und den Dreck abreiben. Er schaufelte mit seinem Dreispitz, den er als Gefäß missbrauchte, Wasser über Richards Haar, um seinen heißen Kopf zu erfrischen, dann hielt er ihm eine Handvoll Wasser an den Mund. »Trink noch etwas.«

Richard gehorchte – anschließend schmiegte er seine Wange in die nasse Hand. Dabei seufzte er und murmelte: »Guud.«

Diese Zuwendung musste für den jungen Mann wie Balsam sein. Wie lange war er wohl dem Jähzorn des Sklavenhändlers ausgesetzt gewesen? Hatte Schläge und andere Demütigungen ertragen müssen? Brayden wollte sich nicht ausmalen, was Richard alles hatte über sich ergehen lassen müssen. Gedankenversunken schaute er seinem Hut hinterher, der langsam den Fluss hinuntertrieb.

»Müüd...«, hauchte Richard, als er sich gegen Brayden lehnte.

Da hob er ihn auf seine Arme. Eine Hand hatte er unter Richards Achseln geschoben, die andere unter seine Knie. So trug er ihn ans Ufer und legte ihn kurz ab, um ihn in seinen Frack zu hüllen. Jetzt, wo Richard von Schweiß und Dreck befreit war, bemerkte Brayden, dass der junge Mann am ganzen Körper rasiert war. Unter den Achseln und in seinem Schritt war er ohne ein Haar!

Brayden schluckte schwer, als er den schlaffen Penis bewunderte, der ebenfalls von der Sonne gerötet war. Niemals zuvor hatte er das Geschlecht eines anderen Mannes so genau studiert. Ein paar Mal hatte sich Brayden mit anderen Männern getroffen, als er auf Landgang gewesen war. Von denen hatte er allerdings nicht viel zu sehen bekommen, da Brayden es bevorzugte, die Intimitäten im Dunkeln und völlig unerkannt zu erledigen. Dadurch hatte er im Laufe der letzten Jahre erfahren, dass er nicht der Einzige war, der von solch krankhaften Neigungen befallen war. Doch sie hatten sich stets nur mit den Händen befriedigt. Zu mehr war es nie gekommen.

Am nächsten Morgen, nachdem er sich mit einem Mann vergnügt hatte, vermied es Brayden jedes Mal konsequent, in den Spiegel zu sehen. Er hatte sich immer beschmutzt und schuldig gefühlt, auch Angst gehabt, dass seine Crew ihm ansah, was er getrieben hatte.

Seufzend hob er Richard wieder auf und legte ihn sich wie einen Sack über die Schulter. Dann schritt er mit ihm hinter den Häusern am Ufer entlang Richtung Hafen. Am Fluss war es viel ruhiger und die Luft nicht so heiß, obwohl sie am Ufer flirrte. Außerdem kam er hier besser voran, als wenn er durch das Gewühl der Leute zurückschritt. Zudem brauchte ihn niemand mit dem jungen Mann sehen, dem Brayden eine Hand auf den nackten Oberschenkel gelegt hatte, damit er ihm nicht von der Schulter rutschte.

»Es tut mir leid, Captain, aber Sie können den Burschen nicht auf die Krankenstation bringen. Dort liegen zwei Matrosen mit Gelbfieber«, empfing ihn der Schiffsarzt Dr. Gasper, als Brayden mit dem bewusstlosen

Richard an Bord kam.

Brayden starrte den kleinen Herrn, der etwa zehn Jahre älter als er sein mochte, mit zusammengekniffenen Augen an. Richard wurde ihm langsam zu schwer, immerhin war er ein ausgewachsener Mann, ein Soldat – wenn auch viel zu dünn –, außerdem musste er endlich aus der Sonne.

Abwartend musterte der Doc ihn, bis Brayden zähneknirschend erwiderte: »Nun gut, ich bringe ihn erst mal in meine Kajüte.«

»Sie haben ein gutes Herz, Captain«, sagte Dr. Gasper lächelnd und folgte Brayden, als er vorsichtig den schmalen Niedergang hinabstieg und darauf achtete, dass Richards Kopf nirgendwo anstieß. Dann ließ er jedoch den Doktor vorangehen, damit dieser ihm die Tür zu seiner Kajüte aufmachte, die sich am Ende des Ganges befand.

Brayden legte Richard auf seinem breiten Bett ab und zog ihm anschließend den Rock aus, damit sich der Arzt ein Bild vom Zustand seines Patienten machen konnte.

»Er braucht dringend Flüssigkeit. Sehen Sie zu, dass er genug Wasser bekommt und anständige Mahlzeiten.«

»Ich?«, entfuhr es Brayden. Er war hier der Captain und für wesentlich wichtigere Dinge verantwortlich!

»Sie oder irgendjemand sonst«, antwortete Dr. Gasper, der Richards Körper abtastete, in dessen Mund sah und sogar unter die Lider blickte. »Außerdem lasse ich Ihnen diese Creme da, die sollte ihm dringend jemand auftragen, ansonsten bekommt der junge Mann einen ganz fürchterlichen Sonnenbrand.«

Schnaubend nahm Brayden dem Doc den Tiegel aus der Hand und gab ihm im Gegenzug das Kräutersäckchen des Händlers, mit dem Auftrag, es zu untersuchen, als es plötzlich an der geöffneten Tür klopfte.

Es war Mr Sykes. »Wie geht's ihm, Captain?«

»Den Umständen entsprechend ganz gut, aber es wird wohl noch 'ne Weile dauern, bis ich an Deck kommen kann. Sorgen Sie dafür, dass wir endlich auslaufen, ich übertrage Ihnen für die nächste Stunde das Kommando.«

»Aye, Sir!«, rief Mr Sykes und war auch schon verschwunden, die Brust vor Stolz geschwellt.

Auch Dr. Gasper verließ, eine Entschuldigung murmelnd, die Kajüte, er müsse nach seinen Gelbfieber-Patienten sehen.

Nun war Brayden mit Richard allein. Er verriegelte die Tür und drehte sich um. Dort, mitten in seinem Bett, lag ein splinternackter Mann, um den er sich jetzt kümmern sollte. Ihm wurde heiß und kalt zugleich. Mit zitternden Knien schritt er durch den kleinen Raum, vorbei an seiner Waschgelegenheit, dem Schreibtisch, auf dem sein Logbuch lag, vorbei an dem Bett und ein paar Truhen, bis zur Fensterreihe, die sich über das Heck der Fregatte erstreckte. Brayden stützte seine Ellbogen auf den Sims und nahm einen tiefen Zug der warmen, nach Salz, Seetang und Abfällen riechenden Luft. Über sich hörte er die Stimme seines Ersten Offiziers, der die nötigen Befehle zum Auslaufen gab. Die *Cassandra* legte bald ab und nahm Kurs auf England, wo Brayden den jungen Mann der Obhut seiner Eltern übergeben würde. Aber bis dahin waren es viele tausend Seemeilen – sie würden mehrere Wochen unterwegs sein.

Brayden zog sich sein Hemd über den Kopf, das noch feucht vom Flusswasser war, und genoss die Brise auf seinem verschwitzten Körper. Dann schlüpfte er auch noch aus den nassen Stiefeln sowie der Hose. Im Nu trocknete die karibische Luft seine Haut, und Brayden drehte sich um, zu einer seiner Truhen, aus der er saubere Breeches zog und sich überstreifte. Dann erst riskierte er wieder einen Blick auf Richard. Der junge Soldat lag immer noch genauso da wie zuvor. Sein Brustkorb bewegte sich gleichmäßig, die spröden Lippen hatte er leicht geöffnet. Er musste total erschöpft sein.

Brayden griff nach dem Tiegel. Er enthielt eine dicke, nach Minze duftende Paste, in die Brayden einen Finger tauchte. Anschließend setzte er sich auf die Bettkante, beugte sich über den großen Mann, der fast die ganze Länge des Bettes beanspruchte, und verteilte die Salbe vorsichtig auf dessen Lippen. Sie waren genau richtig geschwungen und passten optimal in Richards Gesicht mit der hohen Stirn und der geraden Nase.

Abermals wurde sich Brayden bewusst, wie wunderschön der Junge war. Seine goldenen Wimpern ruhten wie zwei Mondsicheln auf den hohen Wangen, auf denen die Sonne zahlreiche Sommersprossen gezaubert hatte. Leider konnte Brayden die Flecken kaum erkennen, weil eine tiefe Röte das Gesicht des jungen Mannes überzog. Das erinnerte Brayden wieder daran, dass er eine Aufgabe zu erledigen hatte. Wo war er nur mit seinen Gedanken?

Er tauchte seine Finger tief in das kleine Gefäß und betupfte anschließend Richards Wangen, seine glatte Brust, den flachen Bauch, Arme und Beine, bevor er begann, alles sanft zu verreiben. Sein Patient sollte nicht aufwachen, das wäre Brayden zu peinlich gewesen. Noch nie hatte er jemanden gepflegt oder einen

nackten Mann bei Tageslicht dermaßen unzüchtig berührt.

Nachdem er sich beeilt hatte, Richards Vorderseite einzucremen, drehte er ihn vorsichtig ein Stück, damit er den Rücken erreichen konnte. Das muskulöse Gesäß salbte Brayden dabei besonders gründlich ein, bis ein feiner Pfefferminzduft die Kabinenluft schwängerte. Dann ließ er Richard wieder auf den Rücken gleiten und bemerkte bestürzt, dass er einen wichtigen Körperteil vergessen hatte. Dieser hatte sich mittlerweile halb aufgerichtet, wahrscheinlich durch die wohltuende Behandlung. So etwas konnte passieren, dagegen konnte sich ein Mann nicht wehren, wusste Brayden, aber was sollte er nun tun?

Brayden schluckte schwer, sein Puls raste. Erst jetzt bemerkte er, dass sich sein eigenes Geschlecht gegen die Breeches drückte. Es war hart wie Stein und pochte erwartungsvoll.

»Herr steh mir bei«, flüsterte Brayden, als er die Finger wieder in die kühle Masse tauchte und seine Hand um Richards Schaft schloss. Er war heiß und weich wie Samt.

Vorsichtig ließ Brayden seine Faust auf- und abgleiten, wobei Richards Penis immer härter wurde. Die Eichel schälte sich aus der Vorhaut und ließ Brayden das Wasser im Mund zusammenlaufen. Wie gerne würde er jetzt die Lippen über die rosafarbene Spitze stülpen, um von Richard zu kosten. Bestimmt fühlte er sich glatt und sauber an. Niemals zuvor hatte Brayden einen rasierten Penis gesehen, aber er gefiel ihm so. Das ließ Richard irgendwie unschuldig erscheinen. Was er wahrscheinlich auch war. Ein Mann seines Alters und Standes hatte bestimmt noch nicht viele Möglichkeiten gehabt, Erfahrungen zu sammeln. Ob er überhaupt schon einmal geküsst hatte?

Ein leises Stöhnen ließ Brayden abrupt innehalten, worauf er seine Hand zurückriss.

Sein Passagier drehte den Kopf zur Seite, schlug jedoch nicht die Augen auf. Richard seufzte noch einmal und flüsterte: »Wasser«, dann herrschte wieder die gewohnte Stille. Nur das Knarren der Holzbalken und das dumpfe Geräusch von hektischen Schritten über ihnen war zu hören.

Ein Ruck ging durchs Schiff, als der Wind in die Segel fuhr und die Cassandra ablegte. Brayden stieß die Luft aus. Sofort eilte er an seinen Tisch, um von einer Karaffe frisches Wasser in ein Glas zu gießen, bevor er sich wieder ans Bett setzte. Er hob Richards Kopf an und legte ihm das Glas an die Lippen. Der junge Mann trank in gierigen Zügen, bis sein Kopf nach hinten sackte. Anscheinend hatte er abermals das Bewusstsein verloren. Zärtlich strich Brayden über die Narbe an der Wange, die ihm schon zuvor aufgefallen war. Aber erst jetzt fand er Zeit, sie genauer zu betrachten. Etwas Scharfes musste dort Richards Haut aufgerissen haben, doch die Wunde war gut verheilt. In ein paar Wochen würde nur noch eine feine, helle Linie zu sehen sein.

Brayden brachte das Glas zurück und überlegte. Eigentlich hatte er nun seine Aufgabe erfüllt, er konnte an Deck gehen, aber etwas hielt ihn davon ab. Und ehe er sich's versah, saß er schon wieder auf der Matratze und gab sich einem erotischen Tagtraum hin. Er stellte sich vor, wie er seine Finger um Richards Erektion legte. Wie von selbst streichelte sein Daumen über die glatte Spitze und vertrieb die Feuchtigkeit, die aus dem Schlitz emporstieg ...

Was tat er nur? Wie krank war er bloß, solche Gedanken zu haben?

Richard zog ein Bein an, seufzte und drehte den Kopf zur anderen Seite. Tat der Junge nur so, als ob er schlief?

Brayden wollte aus der Kabine fliehen, aber als Richard sein Bein noch ein wenig mehr anwinkelte und Brayden erkannte, dass er sogar zwischen den Pobacken blitzblank rasiert war, schloss er stöhnend die Augen und griff sich an den Schritt. Er stand kurz davor zu kommen, nur weil er diesen jungen Mann ansah! Abermals strich er in Gedanken an dem geäderten Schaft entlang. Dabei wanderte Braydens Hand in seinem Schoß auf und ab. Er nahm sich vor, nur kurz zwischen Richards Pobacken nachzusehen, ob der Sklavenhändler ihm nicht doch Gewalt angetan hatte, und er beugte sich herunter, aber alles sah normal aus. Rosig und wunderschön. Wie es sich wohl anfühlen würde, wenn er jetzt den Spalt und den muskulösen Ring, der von der Salbe glitschig war, massieren würde? In seiner Fantasie bohrte er die Fingerspitze sanft in die enge Öffnung. Sie flutschte ungehindert hinein und wurde sofort von dem Ring umschlossen. Als Brayden tiefer in Richard eindrang und seinen Finger in der seidigen Hitze rotieren ließ, wurde er nur noch von seiner Lust gesteuert. Er rieb fester an seinem Schritt, ließ in seiner Vorstellung den Finger noch tiefer gleiten und erspürte Richards Lustpunkt, der sich wie ein kleiner, fester Ball anfühlte. Brayden neckte und massierte sanft die glatte Erhebung und hätte diese Stelle am liebsten mit seiner Eichel gereizt, aber dafür war es ohnehin schon zu spät. Er spürte bereits jenes verräterische Kribbeln in seiner Peniswurzel, das einem Orgasmus voranging.

Richard wurde wieder unruhiger, schien halb bei Bewusstsein zu sein und murmelte unverständliche Worte. Hatte der junge Mann soeben das Wort »Captain« gestöhnt? Brayden vermochte es nicht zu sagen,

denn in diesem Moment kam er. Sein Saft schoss dick und warm heraus und verteilte sich in seiner Hose. Er presste die Hand fest auf die pochende Erektion und keuchte dabei so wenig wie möglich, dann stand er schwer atmend und wieder halb bei Sinnen auf. Was hatte er soeben getan? Er hatte sich an dem jungen Soldaten versündigt, wenn auch nur in Gedanken! Gott, Richard war ein Mitglied der Navy – Brayden könnte dafür hängen. Hätte er sich nicht so gut im Griff, wäre er vielleicht über den Wehrlosen hergefallen. Ja, in seiner Vorstellung hatte ihn das erregt. Natürlich wollte er Richard niemals wehtun, der Junge hätte auch seinen Spaß dabei haben sollen – aber wie krank war er, Brayden, denn, an so etwas überhaupt zu denken!

Übelkeit stieg in ihm auf und seine Beine zitterten, als er Richards schlanke Gestalt mit einem dünnen Laken bedeckte.

Sein Schützling drehte sich seufzend auf die Seite, ohne zu erwachen. Hatte er etwas mitbekommen? Brayden rauschte das Blut in den Ohren. Er blickte an sich herab und bemerkte den feuchten Fleck auf seiner Hose. Hastig zog er sich erneut um, streifte sich auch ein frisches Hemd über, schlüpfte in trockene Stiefel und verließ beinahe fluchtartig seine Kabine.

Secret Passions

Opfer der Leidenschaft

erotischer Roman

Kurzbeschreibung

Der vierte Gay Historical aus der Feder von Inka Loreen Minden!

Ein Mörder geht um in London. Seine Opfer: Männer, die Männer begehren. Detektive Derek Brewer von Scotland Yard versucht dem Killer auf die Schliche zu kommen und merkt nicht, dass er sich längst in dessen Nähe befindet. Simon Grey, der Earl of Torrington, hat ein Geheimnis. Viele meiden ihn wegen seiner düsteren Vergangenheit - doch welche dunkle Leidenschaft verbirgt er wirklich? Zwei ungleiche Männer, verbotene Lust und spannende Kriminalfälle im London des 19. Jahrhunderts.

Derek schob einen Finger unter das eng anliegende Leder, um sich an der Nase zu kratzen. Wie er diese Maske hasste! Er schwitzte darunter wie eine Küchenmagd vor dem Herd. Hier musste er die Gesichtsbedeckung jedoch tragen. Das war Vorschrift. Nicht, dass er wild darauf wäre, erkannt zu werden. Diese Anonymität kam ihm gerade recht.

Seufzend lehnte er sich im Sessel zurück, streckte die Beine aus und gähnte herzhaft. Wie jede Nacht in den letzten vier Wochen befand er sich auch heute im Sherman House. Das war ein nobles Etablissement, in dem Männer sich mit Männern trafen, um sich körperlichen Gelüsten hinzugeben. Nur Eingeweihte kannten diesen Treffpunkt; offiziell war das Sherman House als exklusiver Herrenclub bekannt. Sodomie wurde hart bestraft. Derek tat also gut daran, sein schmutziges Geheimnis zu wahren. Aber er war ja nicht zu seinem Vergnügen hier. Derek Brewer suchte einen Mörder.

Er seufzte erneut, nippte an seinem Wein und murmelte: »Langweilig.« Gereizt fuhr er sich durch sein braunes Haar. Selbst auf seiner Kopfhaut schwitzte er. Hier drin war es viel zu warm und stickig. Außerdem zerterte die Musik an seinen Nerven.

Derek warf einen flüchtigen Blick auf den Klavierspieler, einen Burschen von etwa achtzehn Jahren. In welcher Schenke hatte Oliver den bloß aufgetrieben? Der Mann spielte furchtbar. Vielleicht erkannte er lediglich seine Noten nicht. Bloß drei Leuchter erhellten den großen Salon und sorgten für schummriges Licht. Derek saß in einer Ecke des Raumes, von wo aus er einen wunderbaren Überblick hatte und die beiden Türen im Auge behalten konnte. Er bekam genau mit, wer kam und wer ging. Außerdem brauchte er nur seine Hand zum Buffet ausstrecken, damit er sich am Essen bedienen konnte.

Derek stellte sein Glas ab, griff nach einem Bündel Weintrauben, pflückte eine süße Beere nach der anderen ab und ließ sie genüsslich im Mund verschwinden. Wenigstens das Essen war vorzüglich. Sein Freund Oliver Clearwater, der das Sherman House unterhielt, scheute keine Kosten. Allerdings ließ er sich jeglichen Service eine Menge kosten, weshalb hauptsächlich vermögende Kaufleute oder Adlige hier anzutreffen waren.

Ein Herr schlenderte an Derek vorbei, ein richtiger Geck in einem weinroten Frack, und streifte dabei sein Knie. Eine stumme Aufforderung, mit ihm nach oben zu gehen.

Derek schüttelte den Kopf, ohne ihn weiter zu beachten.

Eine Zeitlang beobachtete er einen dicken Alten, dem in Strömen der Schweiß unter der Maske hervorlief, nur weil ein junger Gespieler auf seinem Schoß saß und die Hände unter seine Weste geschoben hatte. Alle Anwesenden im Salon waren bekleidet. Hier sollte es relativ sittsam zugehen. Wer mehr wollte, musste die privaten Räume aufsuchen oder eine jener »Lusthöhlen«, wo man sich mit mehreren Partnern vergnügen konnte. Im Keller des Gebäudes gab es außerdem richtige Verliese, in denen die wirklich harten Akte stattfanden.

Derek wusste, wer der korpulente Mann war: Sir William Shaklesbridge. Der viel jüngere auf seinem Schoß

war sein Kammerdiener. Die beiden kamen immer zusammen her, wahrscheinlich, damit Shaklesbridges Frau nichts von ihrer Liaison mitbekam.

Derek hatte in den vergangenen Wochen alle regelmäßigen Besucher bis zu ihren Wohnsitzen verfolgt, um ihre Identitäten zu enthüllen. Bisher hatte ihn allerdings noch keine Spur zum Mörder geführt, der seine Opfer hinterrücks erstach, immer, wenn sie nach ihren »Vergnügungen« auf dem Weg nach Hause waren. Alle drei ermordeten Adligen waren Kunden des Sherman House gewesen. Das hatte Derek sehr schnell herausgefunden.

Chief Inspektor Brown von Scotland Yard hatte Derek gebeten, den Fall zu übernehmen, weil Derek die Straßen Londons wie seine Westentasche kannte, Kontakt zum »Untergrund« hatte und dank seiner Vergangenheit allerlei Vorteile aufwies. Derek war nicht stolz auf das, was er früher getan hatte, dennoch freute es ihn, helfen zu können. Er liebte die Polizeiarbeit.

Oliver war direkt erleichtert gewesen, dass Derek mit dem Fall betraut worden war. Derek verstand ihn. Sein Freund, den Derek als Einzigen eingeweiht hatte, wollte die Sache schnell geklärt haben, könnte es doch ein schlechtes Licht auf sein Etablissement werfen. Noch war zu keinem der Anwesenden durchgedrungen, dass der Mörder offensichtlich ein Sodomitenhasser war, und dabei sollte es auch bleiben. Keine Panik – die Geschäfte mussten weiterlaufen.

Derek hatte Inspektor Brown, der von einem gewöhnlichen Straßenräuber ausging, bisher ebenfalls nicht erzählt, dass die drei Opfer alle eines gemeinsam hatten. Derek war kaum besser als diese Männer, die sich vor seinen Augen geradezu schamlos benahmten, und der Inspektor sollte das niemals erfahren. Sir William, zum Beispiel, steckte seinem Kammerdiener die Zunge in den Mund, während sich auf einer Chaiselongue zwei andere Herren durch ihre Hosen mit der Hand befriedigten. Das Schauspiel musste Derek sich nicht weiter antun. Er holte tief Atem, warf die leergepflückte Traubenrispe zurück auf den Teller und erhob sich. Er sollte gehen und mal wieder ordentlich ausschlafen. Es war bereits kurz vor ein Uhr morgens. Draußen erwarteten ihn eine laue Sommernacht und ein wenig bessere Luft als hier drin. So wie es schien, würde er heute an keine neuen Informationen kommen. Lust auf ein schnelles Abenteuer hatte er nicht. Nicht mit einem von *ihnen*. Hier war kein Mann, der ihn interessierte. Diese aufgeblasenen Adligen, die vor keiner Perversion zurückschreckten, vermochten seine Leidenschaft schon lange nicht mehr zu wecken. Die meisten ließen alles mit sich anstellen und gierten stets nach härteren Praktiken. Das war nicht das, was Derek wollte. Außerdem musste er morgen zu einem Klienten. Inspektor Brown hatte Derek einen neuen Fall besorgt, einen, bei dem ihm ein Bonus obendrauf bezahlt wurde. Beim Sodomitenmörder trat er ohnehin auf der Stelle. Er schlug immer dann zu, wenn Derek im Sherman House war – es war frustrierend. Vielleicht hatte Derek bei seinem neuen Auftrag mehr Glück. Er brauchte das Geld, denn er wollte sich endlich eine anständige Wohnung leisten. Alles, was er sich neben der Polizeiarbeit dazuverdienen konnte, kam ihm gelegen.

Gerade war er auf dem Weg zum Ausgang, als die Tür aufschwang. Ein großer Mann trat ein, den Derek hier noch nie gesehen hatte. Sein Puls beschleunigte sich. Ein Neuzugang kam selten vor und stattlich sah er außerdem aus. Auf den ersten Blick unterschied er sich kaum von den anderen: Er trug lange Hosen in dezentem Schwarz, ein blütenweißes Hemd, eine Weste und einen Frack. Um den Hals hing einer dieser modernen Männerschals: schillernde, dunkelgrüne Seide. Der Neue war ebenso perfekt angezogen wie die anderen. Aber da lag etwas in seiner ganzen Erscheinung ... Die Gespräche verstummten.

Er strahlte eine gewisse Unschuld aus. Er war womöglich noch rein, unverdorben – auf jeden Fall ein Spiel wert.

Dereks Herz schlug schneller. Vielleicht wurde die Nacht doch ganz interessant.

Wie alt mochte er sein? Von seiner Position hier hinten im Raum konnte Derek das schlecht schätzen, dazu war es zu düster. Ihm stachen jedoch die schlanke Figur und die schwarze Haare ins Auge, die im Kerzenschein glänzten wie das Gefieder eines Raben. Keine grauen Strähnen.

Seufzend fuhr sich Derek durch sein eigenes Haar, wobei er aufpassen musste, dass seine Halbmaske aus Leder nicht verrutschte. Der Fremde trug natürlich auch einen Gesichtsschutz, einen relativ großen, wie die meisten Gäste; seine Lippen waren dennoch gut zu erkennen. Im Moment hatte er sie fest aufeinandergepresst. Er wirkte nicht arrogant; kein bisschen überheblich, wie mancher Dandy hier. Eher unsicher, eingeschüchtert, so verloren, wie er an der Tür stand, bevor er seine Schultern straffte und einige Schritte in den Salon machte.

In Dereks Magen kribbelte es. Das wäre ein Gespieler nach seinem Geschmack. Derek erkannte auf Anhieb, wenn er einen absoluten Neuling vor sich hatte. Sein Jagdinstinkt war geweckt. Er wollte ihn unbedingt, bevor ihn ein anderer wegschnappte.

»Frischfleisch«, hörte er die Anwesenden tuscheln, die gierig ihre Hälse nach dem Besucher reckten. Derek schoss jedoch ein anderer Gedanke durch den Kopf: *Potenzieller Mörder*. Sein Atem stockte. Der Herr war einfach zu perfekt, zumindest äußerlich. Er musste diesen Mann beobachten, durfte sich nicht durch seine eigenen Vorlieben ablenken lassen.

Vorsicht Derek!, ermahnte er sich. Vielleicht markierte der Ankömmling nur den Unschuldigen. Er konnte durchaus der Killer sein, der mit ihnen allen spielte.

Unschlüssig stand der Neue im Raum. Obwohl er eher unaufdringliche Kleidung trug, offenbarte die Qualität des Stoffes, dass er viel Geld besaß. Reiche Liebhaber waren im Sherman-House die begehrtesten Objekte, nicht nur in körperlichen Angelegenheiten.

Seufzend studierte Derek seine Gestalt und nippte dabei am Wein. Der Mann war groß, breitschultrig und besaß bestimmte Kraft. Er könnte einen wunderbaren Killer abgeben, nur – wer konnte das nicht. Jeder hier war verdächtig, selbst der Kammerdiener, der nun nicht mehr am dickbäuchigen Sir William herumspielte, sondern den Blick ebenfalls auf die »frische Ware« gerichtet hielt. Die beiden hatten eine Vorliebe für hemmungslose Dreier.

Der Mann schaute sich um und schlenderte dann zum Tisch mit den Speisen. War ein Killer so unverfroren und suchte sich sein nächstes Opfer direkt vom »Buffet« aus?

Derek ging einige Schritte näher an ihn heran, um ihn zu studieren. Er tat selbst so, als interessierte ihn das Essen, wobei er einen Blick zur Seite warf. Der Neue besaß lange, schlanke Finger, die leicht behaart waren. Die Nägel sahen gepflegt aus, dennoch verrieten Hände oft das wahre Alter eines Menschen. Dereks Blick wanderte höher. Um die Mundwinkel hatte er wenige Fältchen – *Gott, was für sündhafte Lippen!* –, worauf Derek ihn auf Anfang dreißig schätzte, also kaum älter als er selbst.

So alt und doch wirkte er wie ein unschuldiger Knabe? War sein Verhalten aufgesetzt?

Manchen Anwesenden dieses Etablissements war es egal, wie alt ihre Liebhaber waren oder wie sie aussahen, wenn sie nur reich genug waren. Sie legten lediglich Wert darauf, von ihnen ausgehalten zu werden. Aber Derek war kein Kostverächter – er brauchte auch etwas fürs Auge, und dieser Mann schien nicht nur vermögend zu sein, sondern war genau nach seinem Geschmack!

Derek versuchte ruhig weiterzuatmen und sich seine Aufregung nicht anmerken zu lassen. Er musste irgendwie an ihn herankommen, herausfinden, wer er war, ob er wirklich bloß hierher gekommen war, um sich zu vergnügen, oder ob er dunklere Absichten besaß.

Sofort wurde der Neue von mehreren Herren umrundet und begafft wie ein englisches Vollblutpferd. Der Besucher griff nach einem Champagnerglas und leerte es in einem Zug. Trotz des Dämmerlichts sah Derek, wie dessen Hände zitterten. Er war also alles andere als ruhig, aber ein guter Schauspieler; er versteckte seine Nervosität vorzüglich.

Die Herren bedrängten ihn weiterhin, begannen sogar, ihn zu berühren und Wetten abzuschließen, für wen sich der Frischling entscheiden würde. Jeder wollte ihn für sich, doch er schien es sich nun anders zu überlegen. Er stellte das Glas zurück auf den überladenen Tisch, bahnte sich elegant einen Weg durch die Maskierten und steuerte die große Flügeltür an, durch die er gerade erst gekommen war. Leider versperrten ihm zwei weitere Männer, die süffisant lächelten, den Ausgang. Offensichtlich hatten sie es ebenfalls auf ihn abgesehen. Er saß in der Falle!

»Wohin denn so eilig, mein Süßer?«, gurrte Sir William und kniff dem Neuen in den Hintern.

Derek sah, wie sich die Hände des Herrn zu Fäusten ballten. In seinem Magen kribbelte es vor Unruhe.

Wenn das der Mörder war! Er durfte nicht entkommen. Das war Dereks einmalige Chance!

Und wenn er kein Killer war, dann ... Sein Beschützerinstinkt verdrängte den Jagdtrieb.

»Er ist für diese Nacht schon vergeben, meine Herren!«, rief Derek mit verstellter Stimme. Im Sherman House benutzte er seinen besten Cockney-Dialekt, der ihn als gewöhnlichen Arbeiter der Unterschicht kennzeichnete. Wahrscheinlich ließen ihn die hohen Herren deshalb gern links liegen – was ihm ja nur recht war. Derek war eben keiner von ihnen, was er seiner rauen Vergangenheit zu verdanken hatte. Aber nicht nur, weil er von den Schnöseln in Ruhe gelassen werden wollte, verstellte er hier seine Stimme. Er verspürte auch nicht das Bedürfnis, von einem der Umstehenden einmal irgendwo wiedererkannt zu werden.

Sein Straßenjargon hatte noch einen anderen Vorteil: Er war kein potenzielles Opfer, zumindest nicht nach seinen Recherchen. Der Mörder hatte es bislang nur auf äußerst Reiche abgesehen gehabt.

Die Arme ausgestreckt, eilte Derek auf den verunsichert wirkenden Mann zu, ergriff dessen Hand und zog ihn an sich. Während er ihn umarmte, flüsterte er ihm zu: »Spiel einfach mit und du bist gleich draußen.«

Sofort stieg ihm der aromatische Geruch einer Rasierseife in die Nase: Sandelholz, ein balsamisch-süßer und samtiger Duft ... Sandelholzseife gehörte zu den teuersten und am schwersten erhältlichen Seifen in

England.

Derek fühlte die Muskeln des Unbekannten, spürte die Hitze durch seine Kleidung. Der Neue war ein wenig kleiner als er und starrte Derek durch die Maske hindurch direkt an. Leider war es zu dunkel, um seine Augenfarbe zu erkennen. Derek konnte sowieso nur auf die schön geschwungenen Lippen blicken, die sein Gegenüber leicht geöffnet hatte, als wollte er widersprechen. Dazu ließ ihm Derek keine Zeit. Er geleitete den Mann zu einem hinteren Ausgang, während die anderen murrten und sich wieder ihren Partnern hingaben.

Dann stieg Derek mit dem Fremden an der Hand die Stufen zur oberen Etage empor. Ohne Widerspruch ließ sich der Mann von ihm durchs Treppenhaus führen. Es wurde von einer großen, freihängenden Lampe erhellt. Oliver hatte wirklich keine Kosten gescheut; im Sherman House gab es gasbetriebenes Licht und teilweise fließendes Wasser.

Sein Begleiter hatte bis jetzt kein einziges Wort gesprochen, und auch als Derek mit ihm durch den langen Flur schritt, von dem auf beiden Seiten Türen abzweigten, hinter denen dumpfe Stöhnlaute zu vernehmen waren, verhielt er sich ruhig. Plötzlich fühlte es sich seltsam an, diese große Hand zu halten. Dereks Herz klopfte schneller und er zitterte. Er konnte es nicht leugnen: Er war aufgeregt. Weil er allein mit einem möglichen Mörder war oder weil er sich freute, den Unbekannten zu entblättern? – Natürlich nur, um herauszufinden, ob er bewaffnet war!

Sie hielten vor einer Tür. Derek ließ seinen Begleiter los und zog einen Schlüssel aus seiner Weste, mit dem er aufsperrte. Oliver hatte dieses Zimmer nur für ihn reserviert. Derek hätte hier wohnen dürfen, aber das Risiko ging er dann doch nicht ein. Tagsüber wollte er ungern in der Nähe dieses Hauses gesehen und mit ihm in Verbindung gebracht werden, obwohl das gewaltige Himmelbett mit der weichen Matratze und die große Badewanne schon verlockend waren.

Zögernd blieb der Neue auf der Schwelle stehen. Zum ersten Mal hörte Derek ihn sprechen, was ein Prickeln über seinen Rücken schickte: »Hier geht es aber nicht nach draußen.«

Der Fremde besaß eine angenehme, feste Stimme, viel zu wohlklingend für einen Killer. *Täuschung, Derek, was ist nur los mit dir?* Sofort legte er dem Unbekannten einen Finger auf den Mund und flüsterte: »Pst. Du solltest leise reden oder deine Stimme verstellen.«

Meine Güte, warum hatte er das gesagt? Derek erschrak vor sich selbst. Wenn das hier der Killer war, dann sollte Derek ihm wirklich keine Tipps geben, sich bedeckt zu halten. Aber ein Gefühl tief in ihm drin, das auf seiner jahrelangen Erfahrung und seinem Instinkt aufbaute, sagte ihm, dass er es mit einem gewöhnlichen Reichen zu tun hatte, der einfach nur zu seinem persönlichen Vergnügen hierher gekommen war.

Derek konnte sich gut an sein erstes Mal im Sherman-House erinnern und wusste, wie aufgeregt der Mann sein musste, aber auch wie verzweifelt.

Oder der Mörder ist nervös.

Wer hierher kam, spielte mit seinem Leben. Es galt, gewisse Regeln zu beachten, wenn man es vorzog, seiner Lust weiterhin zu frönen, und dazu gehörte, nicht erkannt zu werden. Der Fremde schien das zu begreifen, denn die Augen hinter der Maske wurden größer. Immer noch den Finger auf diesen herrlichen Lippen, strich Derek sanft darüber und bemerkte, wie voll und weich sie waren. Wunderschön ... perfekt ... Ob er in den Genuss kommen würde, sie zu küssen? Niemals zuvor hatte Derek das Bedürfnis verspürt, mit einem Besucher dieses Etablissements derart intim zu werden, aber bei diesem hier würde er vielleicht eine Ausnahme machen. Derek musste nur die Oberhand haben, so wie eigentlich immer. Denn der Mörder konnte auch erst den Verführer spielen, um dann zu töten, wenn das Opfer es am wenigsten vermutete, womöglich nackt und wehrlos war.

Die Lider schließend, schien sich der Unbekannte Dereks Berührungen hinzugeben. Er atmete schneller, bewegte sich allerdings nicht, seine Arme hingen an den Seiten herab. »Ich weiß nicht, ob ich das kann«, wisperte er.

Derek durfte ihn auf keinen Fall gehen lassen. »Du bist doch hergekommen, um Spaß zu haben.«

Der Mann nickte.

»Dann versuche es. Ich werde nichts tun, was du nicht willst. Nur Mut. Der Anfang ist immer das Schwerste.«

»Okay«, hauchte er.

»Wie heißt du?«, fragte Derek.

»S...« Sein Gegenüber wollte zum Sprechen ansetzen, als Derek hastig hinzufügte: »Verrate niemandem deinen wirklichen Namen! Ich nenne mich hier Marcus.« Falls sich der Mann verdächtig verhielt, würde Derek ihm einfach nach Hause folgen. Er war nicht umsonst ein Meister der Tarnung. Für den Anfang war es

aber nötig, ihn in Sicherheit zu wiegen, falls er überhaupt etwas mit den Morden zu tun hatte.

»Stuart«, flüsterte er und fuhr sich durch das dichte, schwarze Haar.

»Was sind deine Vorlieben?«, fragte Derek alias Marcus neugierig.

Stuart hob die Schultern. »Ich habe noch nicht viele Erfahrungen.«

»Gut, dann lass uns herausfinden, was dir gefällt.« *Bitte lass ihn nicht der Killer sein. Stuart ist einfach zu interessant.* In seinem Unterleib kribbelte es. Er sperrte sein Zimmer ab und ging mit Stuart den Flur entlang bis zum Ende. Dort befand sich eine schmale, unscheinbare Tür, hinter der sich ein Geheimgang befand. Dieser führte an mehreren Räumen vorbei. Wer viel Geld bezahlte, konnte den anderen Gästen durch Gucklöcher bei ihren Liebesspielen zusehen. Derek hatte natürlich das Privileg, alles im Haus umsonst nutzen zu dürfen. Es gab Lakaien, die in den Fluren standen und überwachten, dass sich keiner unrechtmäßig bediente.

Derek nickte einem dieser Angestellten zu, öffnete die Tür und winkte Stuart in den pechschwarzen Gang.

Stuart zögerte. »Was ist dort drin?«

»Lass dich überraschen«, sagte Derek und ließ Stuart vorangehen. An den Schultern schob er ihn vorwärts.

»Streck deine Arme aus, Stuart. Gleich kommt eine Wand.«

Derek sah bereits aus einiger Entfernung die kleinen Löcher, durch die Licht schien. Es waren Gucklöcher, sogenannte Peepholes, durch die man in diverse Zimmer schauen konnte.

Stuart blieb stehen. Derek drängte sich leicht an ihn. »Sieh hindurch und beschreibe mir, was du siehst«,

wisperte er Stuart ins Ohr. »Dann sagst du mir, was du davon einmal ausprobieren möchtest.«

Zögerlich kam Stuart seinem Wunsch nach und beugte sich nach vorne. Dabei drückte sich sein Gesäß gegen Derek. Ein Pulsieren schoss durch seine Lenden, als sich der feste Hintern an sein Geschlecht drängte.

Leider dauerte der Moment viel zu kurz. Stuarts Kopf schnellte hoch. Derek wollte gerade reagieren, sich einem Kampf stellen, als er erkannte, dass Stuart sich erschrocken hatte. Langsam hatten sich Dereks Augen an die Dunkelheit gewöhnt, denn durch die zahlreichen Löcher fiel Licht. Stuart lehnte an der Wand, die Lider geschlossen.

»Hat dir nicht gefallen, was du gesehen hast?« Derek spähte kurz in das Zimmer. Ein nackter Mann stand dort, den Bauch an eine Wand gepresst, Arme und Beine wie ein X gespreizt. Er war an Ringen festgekettet und sein Rücken übersät mit roten Striemen. Der Maskierte mit der Peitsche kniete zwischen den Schenkeln, das Gesicht in das Gesäß des Gefesselten gepresst, und leckte ihn hingebungsvoll.

Derek trat neben Stuart und legte seine Hand unvermittelt auf dessen Schritt. Stuart zuckte zusammen, Derek grinste. Der Mann hatte eine Erektion!

Derek rückte näher heran, ohne seine Hand wegzunehmen, und flüsterte: »Irgendetwas an der Szene hat dir also doch gefallen.«

Als Stuart nichts erwiderte, drückte Derek zu, massierte ihn durch die Hose, bis Stuart stöhnte, und zog anschließend abrupt seine Hand weg.

Stuart stöhnte erneut auf, nur diesmal klang es frustriert.

»Sag mir, was dir gefallen hat, dann ...« Derek legte seine Hand ein weiteres Mal auf Stuarts Schritt und wiederholte die Prozedur, bevor er sie erneut wegnahm.

»Ich ... es ... er hat ihn ...« Stuarts Stimme brach.

»Geleckt?«, hauchte Derek an seine Wange.

Stuart nickte.

Derek begann wieder, ihn durch den Stoff zu massieren. »Bist du schon mal geleckt worden?«

Als Antwort bekam er ein Kopfschütteln.

»Lass uns zu einem anderen Raum gehen.« Derek nahm Stuarts Hand und führte ihn zu den nächsten Gucklöchern. Bevor er Stuart hindurchsehen ließ, schaute er selbst: Ein junger Mann, vom Körperbau nicht älter als zwanzig, lag mit verbundenen Augen auf einem Bett. Splitternackt. Hände und Füße wurden ihm von jeweils einem Maskierten festgehalten, während sich ein Dritter über ihn beugte und sich an seinem Geschlecht gütlich tat. Die Spitze war hochrot und es zuckte, wenn es kurz aus dem Mund entlassen wurde. Die drei wesentlich älteren Herren waren alle noch vollständig bekleidet, nur ihre Erektionen ragten aus der Hose. Ab und zu tauschten sie die Positionen und beugten sich zum Gesicht des Wehrlosen hinab, der sie abwechselnd mit dem Mund befriedigen musste, während er selbst verwöhnt wurde.

Derek ließ Stuart schauen, stellte sich wieder dicht hinter ihn und ließ ihn seine Härte spüren.

Normalerweise hatte Derek keinen Verkehr mit Männern der »besseren Gesellschaft«. Er verabscheute sie.

Lieber suchte er sich einen von seinesgleichen, auch wenn die sich nur selten hierher verirrten. Warum ließ er dann nicht von Stuart ab? Er war nicht der Killer, sicher nicht. *Was, wenn doch?*, redete er sich ein, nur um

nicht von seiner Seite weichen zu müssen.

Aber ließ sich ein Sodomitenhasser tatsächlich auf diese Art berühren? Stuart schien seine Zuwendungen wirklich zu genießen. Er lehnte sich gegen Derek und ließ es zu, dass dieser ihm erneut zwischen die Beine fuhr. Derek hatte beide Arme um ihn gelegt und streichelte wie beiläufig an Stuarts Körper auf und ab.

Tatsächlich durchsuchte er ihn nach Waffen. Stuart trug jedoch keine bei sich.

Derek fand immer mehr Gefallen an dem Mann. Er war nie und nimmer der Mörder. Derart abgebrüht war niemand, zumal Stuart ihm nichts vormachen konnte. Er war hocherregt.

Derek entspannte sich. Nun würde er ihr Spiel auch genießen können.

»Was machen sie jetzt?«, fragte Derek, der sich weiterhin gegen Stuart presste und seine Lenden an ihm rieb. Dabei drückte er Stuarts Schal nach unten, unter dem sich ein feiner Schweißfilm gebildet hatte. Sachte blies Derek über die feuchte Haut. Stuart erschauerte und stöhnte leise. Dieser Mann hatte offensichtlich noch nicht viel Zuwendung genossen. Er reagierte auf die leisesten Zärtlichkeiten, auf das Lecken der Ohrmuschel, auf das Küssen des Nackens. Mm, wie gut er dort duftete, nach Sandelholz und Mann.

Dereks Hand wanderte zum Bund von Stuarts Hose. »Nicht so schüchtern. Was siehst du?«

Stuart holte tief Luft. »Der junge Mann kniet auf allen vieren. Die anderen ... sie wechseln sich ab.«

»Womit? Was tun sie, Stuart?« Derek nestelte an der Hose herum, bis er sie endlich ein Stück geöffnet hatte.

Stuart zitterte. »Sie ... nehmen ihn. Von hinten.«

»A tergo«, flüsterte Derek und glitt in Stuarts Hose. Seine Finger stießen an die Penisspitze, die warm, glatt und feucht von Stuarts Lust war.

Stuart stöhnte erneut auf. »W-was?« Er atmete schwer. Da Dereks Sinne im Dunkeln geschärft waren, nahm er Stuarts Intimduft wahr: herb und maskulin. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen. Er würde zu gerne von Stuart kosten, aber das könnte ihn verschrecken. Derek würde es bei diesem Mann langsam angehen. Er wollte ihn entdecken, Stück für Stück, seine Lüste herauskitzeln und erforschen, wie weit er bei ihm gehen konnte.

»A tergo bedeutet: Geschlechtsverkehr von hinten. Die Eichel wird dabei besonders intensiv stimuliert.« Mit dem Daumen rieb er über Stuarts feuchte Spitze. »Ich liebe diese Stellung. Die Penetration ist besonders tief und intensiv.« Der Penis in seiner Hand zuckte.

Derek lachte leise. »Du magst es, wenn ich dir das erkläre?«

»Es ist ... interessant«, sagte Stuart schwer atmend.

Derek grinste. »Du meinst: erregend, aufregend, lustvoll.« Mit allen Fingern umschloss er Stuarts Geschlecht, um es kraftvoll zu massieren.

Aus Stuarts Kehle löste sich ein dunkler, vibrierender Laut, der Derek durch und durch ging. Sein eigenes Geschlecht war bereits hart wie Granit und drückte unangenehm gegen seine Hose. Mit gekonnten Griffen befreite er es aus der Enge und seufzte auf. Er rieb seine Erektion an Stuarts Hose, in der Hoffnung, der würde sie auch endlich in die Hand nehmen.

»Magst du, wenn dir jemand sagt, was du tun sollst?«, wisperte Derek nah an Stuarts Ohr, dann leckte er es ab. Das Geschlecht in seiner Hand schwoll weiter an. Dick war es, groß und schwer. Aus der prallen Spitze liefen unentwegt Tropfen. »Ja, du magst es.«

Als Stuart den Kopf senkte, zog es heftig hinter Dereks Brustbein. Dieser Mann hatte von Natur aus eine devote Ader, das spürte Derek überdeutlich. Es würde ihm höchsten Genuss bereiten, ihn zu formen, mit ihm zu »arbeiten«, ihn anzuleiten, seine Lust herauszulassen.

»Dreh dich um, Stuart«, befahl Derek leise.

Er gehorchte.

Mit dem Zeigefinger zog Derek den Schwung von Stuarts Lippen nach, ließ ihn über das Kinn gleiten und tiefer über Brust und Bauch. Am liebsten wollte Derek ihn nackt sehen.

Eins nach dem anderen, sagte er sich und drängte sich dicht an Stuart. Als sich ihre Geschlechter berührten, keuchte Stuart auf. Derek drückte mit den Fingern einer Hand ihre Erektionen aneinander und rieb mit dem Daumen über Stuarts Eichel. Dessen Körper zitterte.

Derek genoss Stuarts Reaktionen, die ihn unglaublich erregten. »Rieche deine Lust. Schmecke sie.«

Kurzerhand schob ihm Derek seinen Daumen in den Mund. Ihm selbst entwich ein Stöhnen, als Stuart daran saugte. »Und nun probier von mir.« Er wiederholte die Prozedur an seinem Geschlecht und ließ sich von Stuart den Finger sauberlecken. Anschließend umfasste er mit beiden Händen ihre Erektionen, um sie gegeneinanderzudrücken, aneinander zu reiben, zu massieren.

»Gott ...«, entfuhr es Stuart. Er lehnte sich nach vorne, legte die Stirn an Dereks Schulter.

Derek drehte den Kopf. Die Haare hätten seine Nase gekitzelt, wenn die Maske nicht gewesen wäre, unter

der er schwitzte und kaum noch Luft bekam. Aber er konnte Stuart wieder intensiv riechen. Zögerlich legten sich dessen Hände an Dereks Seiten.

»Du darfst mich überall berühren. Ich bin nicht zerbrechlich.«

Stuarts Hände zerrten Dereks Hemd aus der Hose und fuhren darunter. Als Stuart seine Haut berührte, stöhnten sie beide auf.

»Sieh mich an. Ich will dir in die Augen schauen, wenn du kommst.« Derek sah zwar Stuarts Augen nicht richtig, nur einen glitzernden Schimmer, aber das war egal. Es war die Vorstellung, die zählte. Er rieb weiter an ihren Geschlechtern, während Stuart fast zögerlich seine Brust erkundete, den Bauch und sich schließlich auch an Dereks Erektion wagte. Stuart nahm sie in die Hand, um sie zu massieren. Nicht zärtlich, wie Derek es für den Anfang erwartet hätte, sondern durchaus kraftvoll, so wie es ein Mann gern hatte.

Derek war sofort so heftig erregt, dass er spürte, wie sein Samen den Schaft emporstieg. Hastig löste er Stuarts Schal, bevor er wieder ihre beiden Erektionen zugleich in die Hand nahm.

»Komm für mich«, flüsterte Derek. Sie rieben sich zusammen, streichelten ihre Hoden, kitzelten die empfindlichen Spitzen. Derek nahm Stuarts Hand weg und wickelte den Schal über ihre Geschlechter, verzurrte sie fest, sodass sie sich hart aneinanderpressten. Dann massierte er ihre Geschlechter durch den Stoff weiter. Was für ein gewaltiges Gefühl, auf diese Weise eins mit Stuart zu sein!

»Ah!« Stuart schrie auf.

»Pst, sie könnten uns hören.« Als Derek seine Hand auf Stuarts Mund legte und zudrückte, schien das seine Erregung nur zu steigern. Stuart warf den Kopf zurück und verströmte sich in den Schal. Als sein warmer Samen über Dereks Erektion lief, kam er wenige Sekunden später ebenfalls.

Eine Weile lehnten sie sich aneinander, um zu verschnauften. Dann wickelte Derek den Schal ab, machte sie beide damit sauber und ließ den Stoff in seiner Tasche verschwinden.

Hastig richtete Stuart seine Kleidung und marschierte Richtung Tür. Derek hielt ihn am Arm fest, bevor er auf den Flur trat. »Willst du schon gehen?« Er bemerkte, wie aufgewühlt Stuart war. Der zitterte und fuhr sich ständig über den Nacken. Vielleicht war es das erste Mal mit einem Mann gewesen. Stuart wirkte verunsichert und schaute Derek nicht an.

»Hey ...« Derek lockerte den Griff. »Da gibt es nichts, wofür man sich schämen müsste. Es hat dir doch gefallen, oder?«

Stuart nickte.

»Dann komm wieder.«

Kopfschüttelnd erwiderte Stuart: »Ich ... weiß nicht.«

»Bitte.« Verdammt, seit wann flehte er einen Mann an? Das war nicht seine Art. Er kannte Stuart ja nicht einmal. Aber er fand ihn interessant. Derek wollte unbedingt mehr mit ihm ausprobieren. Schon lange hatte ihn kein anderer dermaßen fasziniert.

»Also, sehen wir uns wieder?«, fragte Derek. Sein Herzschlag, der sich nach dem heftigen Orgasmus soeben erst beruhigt hatte, legte wieder an Tempo zu. »Wie wäre es mit morgen? Mitternacht? Ich bin hier, niemand wird dich bedrängen. Komm direkt in mein Zimmer herauf.«

Stuart nickte stumm, dann flüchtete er regelrecht nach unten, vorbei an den Lakaien. Derek folgte ihm zur Garderobe, wo Stuart seinen Mantel von einem ebenfalls maskierten Diener entgegennahm und zur Hintertür eilte. Derek blieb immer an seiner Seite. »Dann bis morgen, also?«, fragte er noch einmal.

Kurz schaute Stuart zu ihm. »Vielleicht. Leb wohl.« Dann ging er hinaus, wo die Dunkelheit ihn verschluckte.

Derek schloss die Tür und begab sich zum nächsten Fenster.

Da kam Oliver aus dem hinteren Teil des Gebäudes. Dort lagen sein Büro, die Küche und der Trakt des Personals. Offensichtlich war er mit Franny zugange gewesen, die für Oliver die Buchführung machte, denn er schwitzte und sein Gesicht war genauso rot wie Frannys schulterlanges Haar. Die Farbe stand im heftigen Kontrast zu seinen aschblonden Locken.

»Willst du ihm nicht hinterhergehen?« Oliver klang leicht atemlos.

»Natürlich werde ich das.« Aber nicht, weil Derek ihn für den Mörder hielt, sondern weil er Angst hatte, Stuart könnte das nächste Opfer werden.

Derek schob den Vorhang des Fensters beiseite, das sich direkt neben dem Ausgang befand, der hinten zum Garten hinaus führte, und schaute, welche Richtung Stuart einschlug. Er würde ihn erst sehen können, wenn er auf der beleuchteten Straße stand.

»Wer war das überhaupt?«, fragte Oliver. Jetzt, wo er sich direkt neben Derek befand, roch er Olivers Schweiß. Anscheinend hatte er es wirklich gerade mit Franny oder einem Gast getrieben – das wusste man

bei Oliver nie genau. Dem war es egal, ob der Hintern einer Frau oder einem Mann gehörte. Oliver war genau wie Franny in derselben Kindergang wie Derek gewesen. Fran und Oliver hatten schon früh bemerkt, dass sie irgendwie zusammengehörten und hatten deshalb viele Deals gemeinsam durchgezogen. Leandro hatte sie immer als »Dreamteam« bezeichnet.

Bei der Erinnerung an seinen alten Anführer zog es in Dereks Brust. Seinetwegen war Leandro tot. »Ich hab den Mann hier noch nie gesehen«, sagte Derek. »Ich werde gleich wissen, wer dieser Stuart wirklich ist.« Er beobachtete, wie Stuart das Gartentor passierte und nach links abbog. Nun versperrte ihm eine hohe Mauer die Sicht. Bevor er zur Tür hinaushuschte, schnappte er sich seinen Umhang und flüsterte Oliver breit grinsend zu: »Denk nicht mal dran, der gehört nur mir.«

Hastig, jedoch ohne ein Geräusch zu verursachen, lief Derek durch den düsteren Garten, wobei er sich die lästige Maske herunterriss und sie achtlos in eine Blumenrabatte warf. Es war eine relativ helle Nacht, denn sie hatten Vollmond, aber die zahlreichen Bäume und Büsche warfen Schatten.

Derek erschrak, als er beinahe mit einer Person zusammenstieß, die er nicht gleich gesehen hatte, weil sie einen schwarzen Umhang trug. Er erkannte an ihrer kleinen Gestalt, um wen es sich handelte. »Franny!« Sein Herz schlug heftig. »Was machst du hier im Dunkeln?«

»Der Koch braucht dringend ein Gewürz aus meinem Garten«, sagte sie und hielt ihm einen Korb vor die Nase. Sie lächelte spitzbübisch, sodass sie beinahe wie ein Junge aussah. »Und wem jagst du hinterher?« »Erzähl ich dir später«, sagte er und rannte zur mannhohen Mauer, die sich um das gesamte Grundstück zog und somit vorbeilaufenden Passanten die Sicht verwehrte. Derek zog sich an ihr hoch und lugte darüber. Gerade bog Stuart in eine enge Nebenstraße ein, die weder von Laternen noch vom Mondlicht erhellt wurde. Derek schwang sich elegant über die Mauer. Wie eine Katze landete er beinahe lautlos auf der anderen Seite und lief in dieselbe Straße, in der Stuart eben von der Dunkelheit verschluckt worden war. Derek erkannte seine Silhouette. Stuart trug einen Mantel mit Kapuze. Er nestelte darunter herum – anscheinend zog er sich die Maske aus.

Dereks Herz klopfte schneller. Vielleicht konnte er einen Blick auf sein Gesicht erhaschen. Er war zu neugierig, wie der Mann aussah, aber er würde ohnehin bald wissen, wo er wohnte.

Das Sherman House lag am Rande eines Viertels, in dem sehr viele Reiche ihre Stadthäuser hatten und deshalb keinen weiten Weg bis zum Etablissement besaßen. Das war wohl auch der Grund, warum bereits drei Adlige auf dem Nachhauseweg erstochen worden waren. Dieses Schicksal würde dem dicken Sir William vielleicht nicht blühen, der wohnte etwas außerhalb und ließ sich immer mit der Kutsche fahren. Gerade, als Stuart in eine weitere Gasse abgebogen war, hörte Derek schrille Pfiffe durch die Nacht hallen, die aus der anderen Richtung kamen. *Trillerpfeifen!* Das waren Bobbys. Es musste etwas passiert sein!

»Verflucht«, murmelte er und entschied sich nachzusehen. Er war Polizist, es war seine Aufgabe, die Peelers zu unterstützen. Also rannte er in die entgegengesetzte Richtung zwischen zwei eng beieinanderstehenden Häusern hindurch, bis er auf der Rückseite eines noblen Stadthauses landete. Eine Gestalt lag vor einem Tor, das in den hinteren Garten führte. Drei Männer standen um sie herum, zwei davon trugen Kopfbedeckungen mit silbernen Abzeichen. Den Mann ohne Hut erkannte Derek auf Anhieb, weil seine graue Haare im Mondlicht wie Silber glänzten: Inspektor Brown.

Eine weinende Frau im Morgenmantel hing in den Armen einer anderen Frau, vielleicht ihrer Amme, denn sie hielt ein wimmerndes Baby. Ein Diener nahm das Kind und ging mit ihm durch den Garten ins Haus. Die weinende Lady musste wohl die Ehefrau des Ermordeten sein.

»Sir?«, sagte Derek, als er Brown erreichte. Die anderen beiden Peelers begrüßte er mit einem Nicken. Derek kannte sie nur flüchtig, da er sich selten auf der Wache aufhielt.

»Derek, gut, dass du da bist!« Der grauhaarige Polizist zog ihn auf die Seite. »Das ist schon der vierte Mann. Wieder ein Adliger. Kehle und Halsschlagader wurden genau wie bei den anderen durchtrennt. Hier will jemand sichergehen, dass seine Opfer garantiert nicht überleben. Der Mord muss eben erst geschehen sein, die Leiche ist noch warm. Hast du bereits etwas herausgefunden?«

»Ich wollte gerade einem Hinweis nachgehen, da hörte ich die Pfiffe«, erwiderte er, erleichtert, dass er Stuart endgültig von der Liste der Verdächtigen streichen konnte. »Aber ich hab noch nichts Konkretes, Sir.« Es tat weh, Inspektor Brown zu belügen. Er war beinahe wie ein Vater für ihn. Ein guter Vater. Brown sollte jedoch nicht erfahren, dass er sich ausschließlich für Männer interessierte und die Opfer alle mit dem Sherman House in Verbindung standen.

Nach Dereks Recherchen hatte bisher keiner der Adligen zuhause erwähnt, dass er sich nachts im Sherman House aufhielt – das ja offiziell als ehrbarer Herrenclub galt. Wenn Brown dort erst einmal herumschnüffelte, könnte die Wahrheit ans Licht kommen. Fran fälschte die Bücher ausgezeichnet – Brown wiederum war ein

hervorragender Detektiv. Er würde Oliver und Franny einem Verhör unterziehen. Wenn die ihn auch nur erwähnten ... Derek würde seinen Job verlieren und bestimmt seinen Mentor dazu. Es würde einen riesengroßen Skandal geben, wenn herauskam, dass bei der Metropolitan Police ein Sodomit arbeitete. Brown klopfte ihm auf die Schulter. »Du bist mein bester Mann, Junge. Ich weiß, dass du den Fall lösen wirst. Lass dir nur nicht mehr so viel Zeit.«

»Sir!« Einer der Polizisten kam auf Brown zu. Er trug wie die anderen einen schwarzen Anzug, an dem silberne Knöpfe und Abzeichen funkelten. Er hielt Brown eine Halbmaske aus Leder hin. »Die hatte der Mann bei sich, ansonsten nichts. Ausgeraubt, wie es scheint.«

Maskenmörder nannte ihn Scotland Yard, weil bei den Leichen immer eine Ledermaske gefunden worden war. Inspektor Brown ging davon aus, dass es ein Erkennungszeichen des Mörders war. Er wollte wohl zu einer Berühmtheit werden.

Aber Derek wusste es besser ...

verboten gut

erotischer Roman

Kurzbeschreibung

Wenn ein Anruf dein Leben verändert ...

So ergeht es Josh. Der Medizinstudent lernt an seinem ersten Tag an der neuen Universität den Kommilitonen Marc kennen und verbringt mit ihm eine heiße Nacht - bis Marcs Handy klingelt. Danach ist nichts mehr, wie es war.

Ein Unglück, das vor vielen Jahren geschah, stellt die junge Liebe der beiden auf eine harte Probe. Niemals dürfen sie beisammen sein, aber das Begehren ist zu groß ...

Happy End Bücher schreibt:

Ein Grund, warum ich bei Inka Loreen Minden nicht nein sagen kann, liegt darin, dass die Autorin so gut mit dem Begriff "*Erotik in geschriebener Form*" umgehen kann. Bis dato habe ich von Inka Loreen Minden noch nichts gelesen, bei dem die körperliche Liebe auf das animalisch, rein körperliche reduziert wird. Jedenfalls nicht, wenn es um das jeweilige Heldenpaar geht.

Prolog:

Jason war überglücklich, dass sich George und er eine Studentenbude teilten. So konnten sie sich nah sein, ohne dass jemand ihr Verhältnis mitbekam. Zum Glück waren die Zeiten vorbei, in der Ärzte Homosexualität als eine Krankheit angesehen hatten, die sie mit Schockbehandlungen auszutreiben versucht oder sogar eine Lobotomie vorgenommen hatten. Später hatte es sogar ein Beschäftigungsverbot für Schwule im öffentlichen Dienst gegeben.

Jason atmete auf. Es hatte sich einiges verändert in den letzten Jahren, doch teilweise war selbst nach der sexuellen Revolution vieles noch verpönt. Die Schwulenaktivisten erzielten allerdings erste Erfolge und Jason fühlte sich dem Druck der Gesellschaft gewachsen. In George hingegen schlummerte eine tief sitzende Angst, alles zu verlieren. Er betonte dies Jason gegenüber ständig. Sie beide hatten einen Traum, den George um nichts auf der Welt gefährden wollte. Solange es bedeutete, dass sie beide zusammenblieben, würde Jason weiterhin ein Leben im Untergrund führen; George und ihrer Beziehung zuliebe. Wenn man es überhaupt eine »Beziehung« nennen konnte, wenn man sie ständig geheim halten musste. Jason wusste einfach nicht, woran er bei George war.

George Bowen, der junge Mann mit dem strohblonden Haar und dem Körper eines Athleten, lag nur mit einer knappen Hose bekleidet auf dem Bett und zählte gedankenverloren Geldscheine. George hatte ihm immer noch nicht erklärt, wie er neben dem Medizinstudium Zeit für einen Job fand, geschweige denn, was er arbeitete. Natürlich gab es Jobs, die bar bezahlt wurden – es war jedoch seltsam.

Es beeindruckte Jason zwar, wie sehr sich George für ihr Zukunftsprojekt ins Zeug legte, aber es gefiel ihm nicht, dass George dadurch sein Studium vernachlässigen könnte.

Seufzend fuhr Jason sich durch sein schwarzes Haar und setzte sich neben George aufs Bett. Sein Partner war eine sehr undurchsichtige Person und doch begehrte Jason ihn wie niemand anderen. »Möchtest du mir nicht mal verraten, wo du das Geld her hast?«, fragte er vorsichtig, wobei er seine Hand auf Georges Oberschenkel legte.

Sein Freund blieb still und zählte weiterhin die Scheine. Das Thema hatte schon zu diversen Streits geführt. Überhaupt war George ein sehr impulsiver Mensch, weshalb Jason befürchtete, er habe sich zu etwas Törichtem hinreißen lassen.

»Bitte, George. Du ...« Jason schluckte und sprach seine schlimmste Vermutung aus: »Du ... prostituierst dich doch nicht?«

»Was?« George legte das Geld in die Nachttischschublade und drehte sich auf den Rücken.

»Na ja, ich ... hab dich heute gesehen. Am Bahnhof.« Jason musste endlich wissen, was gespielt wurde, oder

er würde noch durchdrehen. »Da bist du mit einem anderen Kerl verschwunden.«
 Georges Brauen zogen sich zusammen. »Spionierst du mir etwa nach?«
 »Nein, ich ...« Natürlich war er ihm gefolgt. Wenn Jason sich nur vorstellte, dass ein anderer Mann George jetzt so sehen könnte: halbnackt und verführerisch wie ein junger Gott, bekam er Magenschmerzen. »Ich mache mir nur Sorgen um dich.«
 Ein Lächeln umspielte Georges Lippen. »Ich hab alles im Griff, McFee, du brauchst dir keine Sorgen machen.« Er lachte auf und es klang so ehrlich, dass sich Jason tatsächlich entspannte. Wie sehr er Georges verwegenes Grinsen liebte!
 »Ich lass doch keinen anderen an meinen Luxuskörper.« George setzte sich auf und ergriff Jasons Hand. Tief schaute er ihm dabei in die Augen. »Vertrau mir einfach«, flüsterte er. »Ich tu das nur für uns.«
Für uns ... Ein Kribbeln breitete sich in Jasons Magen aus. Er setzte sich auf Georges Schoß, drückte seinen Oberkörper zurück und presste die Arme seines Freundes in die Matratze. »Wenn dann *Mr* McFee, ist das klar?« Jason war zwar ein wenig kleiner, aber muskulöser als George, weshalb er zu Beginn ihrer »Beziehung« den dominanten Part eingenommen hatte. Mittlerweile tauschten sie die Rollen ständig. Es machte großen Spaß, auch mal unten zu liegen, sich einfach nur hinzugeben. Geschlafen hatten sie allerdings noch nie miteinander, nicht so richtig. Jason wünschte es sich so sehr, aber George hatte bisher ständig einen Rückzieher gemacht. Jason wollte ihn nicht weiter drängen. Alles brauchte seine Zeit.
 Dieses Spiel schien George jedoch zu gefallen. Sein Blick rückte in die Ferne, seine himmelblauen Augen verdrehten sich lustvoll. »Ja, Sir.«
 Jason spürte, wie sich Georges beginnende Erektion an sein Gesäß drängte. Langsam ließ Jason die Hüften kreisen. »Du stehst auf meinen Arsch, nicht wahr?«
 Ein Zucken ging über Georges Gesicht. »Ich steh höchstens auf Beas Arsch.«
 Jason wusste nicht, ob er das ernst meinte. Er hatte bemerkt, wie George mit Bea ab und zu herumschäkerte, sich aber nichts dabei gedacht, immerhin alberte Beatrice mit jedem Kerl herum.
 »Läuft da was zwischen Bea und dir?«, fragte Jason dennoch. Beatrice Willoby sollte Nummer drei in ihrem Team werden. Sie würde bestimmt einmal eine großartige OP-Schwester abgeben.
 »Mein Privatleben geht dich nichts an«, hauchte George.
 Jason beugte sich nah über sein Gesicht, ohne Georges Arme loszulassen. Die Worte schnitten ihm ins Herz, dennoch blieb er ruhig. »Geht mich sehr wohl was an. Ich muss das wissen. Ich möchte nicht, dass irgendwas zwischen uns steht. Ich muss dir vertrauen können, George, wir müssen uns aufeinander verlassen können. Wir werden ein Team sein.«
 Sie beide hegten den Traum, gemeinsam eine Arztpraxis zu eröffnen. Sie würden zusammenarbeiten, Seite an Seite. Ein Team beruflich wie im Privaten.
 »Vielleicht stehe ich ja auf Frauen«, sagte George leise.
 Jason grinste. George schaute jedem gut aussehenden Mann hinterher, deshalb nahm er seine Aussage nicht ernst. »Ich weiß, dass du mich willst, das spüre ich.« Er bewegte seine Hüften schneller und setzte mehr Druck ein.
 Stöhnend schloss George die Augen. »Bilde dir bloß nichts ein, ich bin nicht schwul.« Seine Atmung beschleunigte sich. »Wir sind nur gute Freunde. Alle Jungs holen sich doch mal gegenseitig einen runter.« Nur dass sie keine Jungs mehr waren. Ohne Vorwarnung holte Jason Georges Erektion aus der Hose und drückte zu.
 »Verdammt!« George legte den Kopf in den Nacken, jeder Muskel spannte sich an. Der Schaft in Jasons Hand wurde schlagartig so hart, dass die Eichel dunkelrot glänzte. Wie schön sie war, wie alles an George. Aus dem Schlitz perlte ein Tropfen und Jason freute sich schon, ihn später wegzulecken.
 George stand in der Öffentlichkeit nicht zu seiner Neigung, aber leider war George auch sich selbst gegenüber nicht ehrlich. Jason wünschte sich so sehr, dass George ihm eines Tages seine Zuneigung gestand. Im Moment reichte es Jason aus, dass er sie ihm bloß zeigte.
 Langsam strich Jason an der Härte auf und ab, ließ den Daumen über die empfindliche Spitze gleiten und verteilte die Lusttropfen, bis George vor Erregung zitterte.
 »So, du stehst also auf Frauen?«, säuselte Jason und zog seine Hand weg.
 George riss die Lider auf. »Halt die Klappe, McFee, und mach weiter!«
 »Mmm«, brummte er. »Wie heißt das Zauberwort?«
 Zwischen zusammengepressten Zähnen quetschte George ein »Bitte, Sir« hervor.
 Jason schmunzelte. »Braver Junge, jetzt werde ich es mir überlegen.«
 »Was?« Georges Augen wurden noch größer.

Jason stellte sich neben das Bett, wo er sich ganz langsam auszog. Dabei genoss er Georges lüsterne Blicke. »Was wird das?« George Stimme klang wie ein Reibeisen, als Jason nackt über seinem Kopf auf alle viere ging, sodass ihre Körper ein T bildeten. Sein eigener Penis war genauso hart wie der seines Freundes und pochte im wilden Takt seines Herzens.

Jetzt werde ich dir beweisen, wie sehr du auf Männerschwänze stehst, dachte Jason. Er packte George mit sanfter Gewalt am Hinterkopf und führte dessen Lippen an sein Geschlecht. »Nimm ihn in den Mund!« Halbherzig versuchte George seinen Kopf wegzudrehen. »Du weißt, dass ich das nicht mag.«

Wie immer sträubte er sich zuerst oder tat zumindest so. Typisch George.

»Da hab ich aber was anderes in Erinnerung.« Jason gab nicht nach, sondern drückte seine Eichel an Georges Lippen. »Leck ihn.«

George schnaubte noch zwei Mal, bevor seine Zungenspitze hervorschnellte und über seine empfindliche Spitze flatterte.

Jason stöhnte auf, George ebenfalls. Der Kerl machte ihn mit seiner Zurückhaltung noch wahnsinnig! Überhaupt machte ihn Georges ganzes Verhalten bald verrückt! Mal war er zurückhaltend, dann wieder impulsiv, mal aktiv und dominant im Bett, dann wieder ein Rühr-mich-nicht-an.

Jason packte seinen Kopf fester und drängte sein Geschlecht in Georges Mund, bis es halb in der heißen Höhle verschwunden war.

George lag wie erstarrt unter ihm und atmete heftig durch die Nase, doch sein zuckender Penis verriet, wie sehr ihm dieses Spiel gefiel.

»Saug an ihm, leck ihn«, befahl Jason leise. »Aber sanft, hörst du! Sonst darfst du es dir selbst machen und ich sehe dabei zu.«

»Du bist fies«, erwiderte George mit vollem Mund.

»Ja, das bin ich, aber nur, weil ich weiß, wie sehr dich das anmacht.« Als Jason seine Faust um Georges steinharte Erektion schloss, ließ George ein so kehliges Stöhnen los, dass Jasons Schwanz in seinem Mund angenehm vibrierte. Warm lief Georges Sperma in mehreren Schüben über seine Hand, wobei der so heftig an Jasons Schwanz saugte, dass er sich selbst beinahe ergoss. Hastig zog er sich zurück.

»Hab ich dir erlaubt zu kommen?«, fragte Jason mit möglichst bedrohlicher Stimme, doch ein Lächeln huschte über seine Lippen. »Dafür muss ich dich bestrafen, böser Junge.«

»Ja, Sir«, erwiderte George mit verklärtem Blick und öffnete seinen Mund weit ...

Viele Jahre später:

Frischfleisch!, dachte Marc Bowen, als er den jungen Mann taxierte, der an der Wand lehnte und an seiner Limonadenflasche nippte. Dabei klopfte sein Herz im Takt der Beats, die aus den Lautsprechern der Stereoanlage dröhnten. Das Herbstsemester an der Uni begann wie immer feucht-fröhlich in den Gemeinschaftsräumen der Studenten, und Marc war der Neue sofort aufgefallen, der ganz allein etwas abseits stand. Wie alt mochte er sein? Etwas jünger als er selbst; auf jeden Fall nicht älter als dreiundzwanzig, so viel stand fest. Die Nacht konnte ja doch noch interessant werden. Normalerweise langweilten ihn diese Partys, an denen er stets von einer Schar kichernder Frauen umzingelt war. Die interessierten ihn allerdings nicht, das hatten sie noch nie. Er kam nur hierher, um nach hübschen Typen Ausschau zu halten, und wie es schien, hatte er soeben einen gefunden, den es zu erobern galt. Das letzte Mal lag definitiv zu lange zurück.

Sein Puls legte noch einmal an Tempo zu. Immer wieder warf der braunhaarige Mann mit der Limonade in der Hand einen kurzen Blick auf Marc, sah jedoch gleich wieder weg. Er wirkte verloren, kannte hier wohl niemanden. Schüchtern und unglaublich süß – die perfekte Mischung.

Marc atmete einmal tief durch, dann schlenderte er auf den Mann zu. Etwas kleiner als er selbst und schlank war er, genau seine Kragenweite. Es war gut, dass sie beide fast gleich groß waren. Marc brauchte jemanden, mit dem er es aufnehmen konnte, der es jedoch genoss, unter ihm zu liegen, sich nehmen zu lassen auf alle erdenklichen Arten. Aber eher sanft, denn Marc stand nicht auf SM, er mochte nur das Spiel von Dominanz und Unterwerfung.

Gott, bitte lass den Jungen schwul sein!, betete er, dann stand er schon neben dem Neuen, um sich ebenfalls an die Wand zu lehnen. »Hi, ich bin Marc Bowen. Ich studiere hier Medizin, Unfallchirurgie. Ich glaube, wir wohnen im selben Haus.«

Der andere streckte ihm die Hand hin, wobei ein scheues Lächeln über dessen Mundwinkel huschte. »Josh McFee, Neurologie.«

»McFee sagst du?« Der Name kam Marc bekannt vor. Er war jedoch nicht fähig, weiter darüber nachzudenken, denn als sich ihre Hände berührten, schien die Luft zu knistern. »Dann haben wir bestimmt ein paar gemeinsame Kurse«, sagte er mit rauer Stimme, ohne ihn loszulassen. Joshs dunkelgrüne Augen zogen ihn magisch an, lähmten sein Hirn. So etwas war ihm ja noch nie passiert!

Marc's Blick wanderte tiefer, erfasste Sommersprossen auf der geraden Nase, einen winzigen Leberfleck auf der Wange, eine feine Narbe am Kinn – dort, wo wohl jeder Junge im Laufe seines Lebens einmal eine Platzwunde bekam.

Josh trug ein eng anliegendes T-Shirt, das sich optimal an seinen schlanken Körper schmiegte. Er war nicht zu dünn, einfach perfekt. Ein unauffälliger Blick auf Joshs Jeans genügte, um zu erkennen, dass er auch dort bestens ausgestattet war.

»Kann sein«, erwiderte Josh, doch Marc hatte längst den Faden verloren. Hastig ließ er die Hand los, um sich durch sein blondes Haar zu fahren und flüchtig über die Lippen zu lecken. Er musste eindeutige Signale setzen, die jeder schwule Mann verstand.

»Wann bist du angekommen, Josh?«, fragte Marc.

»Erst heute Mittag.«

Frischer als frisch, der gehört mir. Luke hat sicher noch nicht sein Lasso nach ihm geworfen, dachte Marc amüsiert. Luke war wohl der bekannteste Schwule an der ganzen Uni. Er baggerte alles an, was Hosen trug, ob schwul oder Hete, das war ihm egal. Er war Marc's ärgste Konkurrenz. In ihrem ersten gemeinsamen Jahr – Luke kam zwei Semester nach ihm – hatten sie sich einen regelrechten Wettbewerb geliefert, wer in einem Semester mehr Kerle ins Bett bekam. Es war ein äußerst amüsantes Halbjahr gewesen, allerdings auch verdammt stressig. Seine Konzentration hatte stark gelitten, daher hatte Marc beschlossen, es langsamer anzugehen. Danach war er mal mit diesem, mal mit jenem Kerl im Bett gewesen, sogar mit Luke hatte er es probiert, aber lang hielt es Marc nie bei einem. Josh war allerdings erst Nummer drei in diesem Jahr, weshalb Marc ein dringendes Nachholbedürfnis besaß. Wenn er Josh denn rumbekam ... Verdammt, herauszufinden, ob der andere auch auf Männer stand, war immer das Schwerste. Zwei Mal hatte sich Marc deswegen bereits einen sauberen Kinnhaken eingefangen.

Erst vorsichtig herantasten. »Wenn du magst, zeig ich dir das Gelände. Hier drin ist es ohnehin zu laut, um sich in Ruhe zu unterhalten.«

Josh nickte und stellte seine leere Flasche zurück in den Kasten. Dann gingen sie Seite an Seite durch die tanzenden und sich unterhaltenden Studenten. Es roch nach Schweiß und alkoholischen Ausdünstungen, einige hatten schon zu tief ins Glas geschaut. Marc hatte oft das Gefühl, Wettsaufen wäre ein Hauptfach an der Uni. Was manche Studenten wegkippten, war unvorstellbar. Er selbst frönte dem Biergenuss nur in Maßen, denn zu viel Alkohol schadete nicht nur seiner Figur, sondern ebenfalls seiner Standfestigkeit, und er hatte ja immerhin einen Ruf zu verlieren. Zuhause gab es bei ihm auch keinen Alkohol, denn sein Dad durfte keinen Tropfen mehr anrühren, weshalb Marc nur an der Uni etwas trank.

»Magst du ein Bier?«, fragte Marc und hielt ihm seines vor die Nase. »Es war das Letzte, wir können es uns teilen.«

Nach einem kurzen Zögern nahm Josh es ihm aus der Hand, um daran zu nippen, bevor er es wieder zurückreichte. Er hatte sich nicht mit dem Handrücken den Mund abgewischt, sondern leckte sich über die Lippen.

Ein Zeichen? Marcs Herz schlug schneller. Er hatte gelernt, auf jede Winzigkeit zu achten.

Nachdem er den Rest ausgetrunken hatte, stellte er die Flasche beim Verlassen des Raumes zu den anderen neben die Tür. »Trinkst du keinen Alkohol?«

»Selten.«

»Das gefällt mir.« Uff, dem Kleinen musste man ja jedes Wort aus der Nase ziehen. Aber schön, dass er ebenfalls nicht zu denen gehörte, die zu tief ins Glas schauten.

»Wie lange studierst du schon?«, wollte Marc von ihm wissen.

Ein weiteres scheues Lächeln brachte sein Herz noch mehr zum Hüpfen. »Drei Jahre.«

»Hey, ich auch, dann besuchen wir bestimmt dieselben Kurse.«

Josh schwitzte, allerdings nicht allein wegen der Hitze in dem stickigen Raum. Er war froh, endlich gehen zu können und jemand Nettes kennengelernt zu haben. Es machte ihm zwar nichts aus, allein zu sein, denn das war er die meiste Zeit seines Lebens gewesen, aber es gefiel ihm, sich mit Marc zu unterhalten, verdammt gut sogar, auch wenn das Gespräch etwas monoton verlief. Er war eben kein Redner und Unbekannten gegenüber oft introvertiert.

Marc gefiel ihm auch gut, zumindest schon mal rein äußerlich. Er war der absolute Traummann: groß, blond, braungebrannt. Sicher war er schon an der Highschool ein Frauenmagnet und Footballspieler gewesen. Ja, Männer mit solch einem Körper waren immer Footballspieler, umringt von einer Horde kreischender Cheerleader. Marc war ihm sofort beim Betreten des Gemeinschaftsraumes aufgefallen, als hätte er eine besondere Aura an sich. Wenn er lächelte, bildeten sich Grübchen in seinen Wangen, die ihn spitzbübisch und auf eine bestimmte Art verwegen erscheinen ließen. Marc war ein richtiger Kerl, mit einem durchtrainierten Body – vor allem die Brustmuskeln und der Bizeps waren nicht zu verachten – und er schien was im Kopf zu haben. Auch wenn diese Uni viel Geld kostete, wurden nur die mit den besten Noten angenommen. Ein Stich durchzuckte Joshs Brust. *Halte dich lieber von diesem Schönling fern*, dachte er schweren Herzens. *Die sind alle vom selben Schlag. Sobald sie dich flachgelegt haben, bist du für sie uninteressant.*

Josh spürte sehr wohl, worauf der Spaziergang hinauslaufen würde, dennoch ging er mit.

Vielleicht war Marc ja gar nicht schwul, dann hätte er seine erste Bekanntschaft hier gemacht, doch die Signale waren überdeutlich. Marc starrte ihn regelrecht an und befand sich viel zu dicht bei ihm, berührte ihn beim Sprechen ständig am Arm. Er kannte dieses Gebaren von den zahlreichen Liebhabern seiner Mutter. Sobald sie seine Mum ins Bett bekommen hatten, war sie uninteressant. Seiner Mutter schien das nichts auszumachen – zumindest fand sie gleich wieder jemanden, der sie tröstete. Josh wollte aber entweder eine richtige Beziehung oder lieber gar keine.

Als sie das Gebäude verließen und in die warme Augustnacht traten, nahm Josh erst mal einen tiefen Atemzug. Die Luft war unglaublich frisch, obwohl sie sich am Rande von New York City befanden, doch das Areal der Universität mit der großen Parkanlage erstreckte sich über weite Flächen. Sogar Sterne waren zu erkennen sowie der Mond, der hell und rund zu ihnen herunterleuchtete.

Die Uni lag auf Staten Island, einer Insel vor New York. Es war ein sehr grüner Stadtteil mit zahlreichen Parks, Universitäten und Golfanlagen. Josh hatte nicht schlecht gestaunt, denn er war niemals zuvor in Amerika gewesen und hatte immer gedacht, die Weltstadt New York bestünde nur aus grauem Beton und Wolkenkratzern. Sein gleichaltriger Kumpel Nick, der schon einige Jahre zuvor die Kontinente gewechselt hatte, hatte ihm Bilder geschickt und in seinen Mails vom Big Apple geschwärmt.

Es gefiel Josh hier, so weit weg von daheim. Er kam aus Kapstadt, einer sehr lebhaften Metropole, weshalb ihm die Ruhe hier zur Abwechslung richtig guttat.

Ein paar Minuten gingen sie stillschweigend über den Kiesweg, der von den Gebäuden wegführte, in Richtung Wald. Ab und zu lächelten sie sich an, wobei Josh jedes Mal die Hitze ins Gesicht schoss. Zum Glück gaben die Laternen am Wegrand nur ein mattes Licht ab.

»Jetzt müssen wir da lang«, sagte Marc und bog plötzlich vom Weg ab.

Etwas mulmig wurde es Josh jetzt doch zumute, als sie über eine Wiese marschierten, immer auf die Bäume zu. Er warf einen Blick zurück, aber die Universitätsgebäude waren nicht mehr zu sehen. Es war unglaublich still hier draußen, nur das Zirpen der Grillen war zu hören. Marc hatte es verdammt eilig, Josh kam ihm kaum hinterher.

»Ich glaube, ich dreh wieder um«, sagte er. Es gefiel ihm nicht, dass Marc plötzlich so schnell mit ihm allein sein wollte.

»Du wirst es nicht bereuen.« Marc machte eine auffordernde Handbewegung.

Als Marc zwischen den Bäumen verschwand, blieb Josh stehen, versucht, zurückzugehen. Vor ihm lag ein Abenteuer, das spürte er deutlich. Warum sich nicht einfach drauf einlassen? Er war kein Kind mehr, sondern ein Mann, der noch keine großartigen sexuellen Erfahrungen besaß, aufgrund seiner total veralteten Wertevorstellungen. Lag es vielleicht daran, weil er eine funktionierende Beziehung nie vorgelebt bekommen hatte?

»Marc, warte, ich kann nichts sehen!« Ja, er wollte endlich mal ein Abenteuer erleben, aber nur ein kleines, er musste ja nicht bis zum Letzten gehen. Ein bisschen knutschen und sich streicheln vielleicht.

In Kapstadt hatte er sich nie richtig an einen Mann herangetraut, obwohl es ein regelrechtes Gay-Paradies war – leider auch sehr anonym.

Plötzlich griff jemand im Dunklen nach seiner Hand, sodass Josh beinahe aufgeschrien hätte. Er war gewiss

kein Feigling, doch ... Es gab Männer, die anderen Männern Gewalt antaten, sich an ihnen vergingen, sie beraubten und ... Oh Gott, er hatte einen Schluck von Marcs Bier getrunken, was, wenn er zuvor eine Droge daruntergemixt hatte? Josh fühlte sich schlagartig schwindlig und geriet ins Stolpern.

Sofort stand Marc an seiner Seite und legte einen Arm um seine Hüften. »Pass auf, hier sind Wurzeln.«
»Tut mir leid, ich bin total nachtblind«, entschuldigte sich Josh für sein tolpatschiges Verhalten und schalt sich selbst einen Dummkopf, weil er sich ausmalte, wie Marc über seinen wehrlosen, von Drogen betäubten Körper herfiel. Wie würde es sich anfühlen, von einem Mann genommen zu werden, der einem körperlich überlegen war, so wie Marc? Natürlich nur, wenn beide es wollten, und vor allem, wenn Marc sanft und liebevoll zu ihm wäre? Seltsamerweise beschleunigte sich bei dieser Fantasie sein Herzschlag, aber nicht aus Angst.

Nein, er war ja schon zu feige dazu, von selbst auf einen Mann zuzugehen, vielleicht sollten sie dann erst Mal mit Küssen anfangen. *Was hab ich nur für Gedanken?* Josh wunderte sich. Er war doch sonst nicht so draufgängerisch, und außerdem – wer sagte denn, dass Marc ihn gerade wirklich für eine Nummer abschleppte?

»Wo führst du mich hin?«, fragte er leise, wobei er Marcs Hand fester drückte. Es fühlte sich gut an, eine andere Männerhand zu halten, und Marcs Hand war groß, strahlte Kraft aus, hielt ihn fest. Josh hatte bisher nur ein paar zärtliche Erfahrungen mit seinem ehemaligen besten Kumpel Nick gemacht, aber das waren eher kindische Spielereien gewesen.

»Lass dich überraschen«, flüsterte Marc, wobei er langsamer wurde. »Du musst jetzt ganz leise sein.«
Nun schob Marc ihn vor sich her, seine Hände an Joshs Schultern, bis er ein Glitzern erkennen konnte. Die Bäume teilten sich, eine Lichtung tat sich auf. Josh stockte der Atem. Auf einer kleinen Wiese vollführten hunderte Glühwürmchen ihren Paarungstanz, dahinter spiegelte sich das Mondlicht in dem künstlich angelegten See. Das Zirpen der Grillen war hier übermächtig. Irgendwie kam Josh sich vor wie in einem Disneyfilm, nur dass es da keine schwulen Helden gab.

Nein, er war ja kein Held, im Moment zitterten seine Knie unkontrolliert. Ein fast völlig fremder Mann war gerade dabei, ihn zu verführen! Oder warum zeigte er ihm sonst dieses romantische Plätzchen?

»Wo hast du vorher studiert?«, raunte Marc ihm von hinten ins Ohr, worauf Josh noch weichere Knie bekam. Marc interessierte sich also nicht nur für seinen Körper. Er drehte den Kopf, sodass er Marcs Wange an seiner fühlte sowie dessen Aftershave roch, und flüsterte: »In Kapstadt.«

Marcs Arme legten sich leicht auf seine Hüften. »Wow, Kapstadt! Das ist ja irre!«

»War meinem Dad nicht gut genug«, erwiderte Josh. »Er glaubt, alles, was viel kostet, muss gut sein. Er hat wohl ein schlechtes Gewissen mir gegenüber und will das wiedergutmachen.«

»Deshalb bist du nach Amerika gekommen, nur wegen dem Studium?«

»Ich hab meinen Dad erst vor Kurzem persönlich kennengelernt. Er arbeitete ebenfalls in Kapstadt, bekam dann aber einen sehr guten Posten als Chirurg in Los Angeles angeboten. Er hat gefragt, ob ich mit ihm nach Amerika gehe, er würde für alle Kosten aufkommen, wenn ich an seiner ehemaligen Uni studieren würde.«

»Riesengroßes, schlechtes Gewissen?« Marc lachte leise in sein Ohr.

»Ja, riesengroß.« Josh schluckte. Marc rückte immer näher an ihn heran, weshalb Josh mit zitternder Stimme fortfuhr: »Er hat meine Mum kurz nach der Schwangerschaft verlassen. Allerdings hat er uns immer finanziell unterstützt«, wand sich Josh, der einem Fremden nicht gleich seine ganze Lebensgeschichte anvertrauen wollte, denn das tat er nie. Aber mit Marc war das anders. Josh hatte sofort bemerkt, dass sie auf derselben Wellenlänge lagen. Er spürte die Wärme des anderen Körpers in seinem Rücken, woraufhin er sich zwar geborgen fühlte, doch auch ein wenig unsicher. Solange er redete, konnte er das verbergen, hoffte er.

»Und als wir uns letztes Jahr zum ersten Mal sahen, da bestand er drauf, dass ich auf diese Uni gehen soll. Er ist total begeistert, weil ich ebenfalls Arzt werden möchte.«

Marc pfiff leise. »Er muss ja tatsächlich ein verdammt schlechtes Gewissen haben, wenn er dich nach Amerika holt und dir die bestmögliche Ausbildung zukommen lässt. Ich weiß ja, wie viel mein Alter jährlich für mich hinblättert. Der hat übrigens auch mal hier studiert.«

»Hmm«, brummte Josh, die Augen geschlossen, und lehnte sich leicht zurück. Sein wild hämmernder Herzschlag übertönte sogar das Zirpen der Grillen in seinen Ohren. »Dann ist dein Dad ebenfalls Arzt? Ist ja witzig.«

»Äh ... Nein, er hatte sich dann doch umentschieden«, raunte Marc. »Erzähl weiter, Josh. Ich höre dir gerne zu.«

Joshs Puls beschleunigte sich um eine weitere Stufe. »Was mich schlucken ließ, war, dass mein Dad in Kapstadt die ganze Zeit in meiner Nähe lebte und ich nichts wusste.«

Marc drückte ihn ein wenig. »Und deine Mum? Ist sie auch mitgekommen?«

»Nein, sie wollte nicht von ihrem neuen Lover weg.« Joshs Herz zog sich zusammen. Egal – sollte sie doch am anderen Ende der Welt bleiben. Er würde sich hier ein neues, ein *glückliches* Leben aufbauen.

»Bei mir ist es ähnlich«, hauchte Marc ihm in den Nacken, wobei sich seine Arme fest um Josh schlossen.

»Mein Dad hatte nie Zeit für mich, er hat nur gearbeitet, seine ganze Zeit und Kraft in sein neues Geschäft gesteckt. Er war nach Mums Tod einfach nicht mehr der Alte.«

»Das tut mir leid«, sagte Josh, der Marcs Wärme und die Berührungen immer mehr genoss. »Was macht er?«

Marc war ihm absolut fremd und doch so vertraut. Die große, unbekannte Hand schob sich an seinem Bauch hinab, auf den Bund seiner Hose zu. Leise stöhnend wünschte sich Josh, von Marc dort berührt zu werden.

»Er hat eine Security-Firma.«

»Dann ist dein Vater also ein richtig harter Kerl?« Josh grinste in die Dunkelheit, doch er hörte Marc an seinem Ohr schnauben. »Kalt und unnahbar ist er. Ich glaube, er hat Mums Tod immer noch nicht verkraftet. Er vertraut niemandem und geht manchmal ziemlich brutal mit seiner Umwelt um.«

Josh versteifte sich. »Hat er dich ... geschlagen?«

»Ich meinte eher brutal mit Worten, aber ja, er hat mich auch das eine oder andere Mal verprügelt. Danach tat es ihm jedes Mal unendlich leid; er hat mir dann immer was gekauft. Aber ich wollte seine Geschenke nicht, seine Liebe hätte ich gebraucht. Stattdessen hatte ich oft Angst vor ihm.«

Oh je, Marc hatte es wirklich nicht schön gehabt. »Wann starb deine Mum?«, fragte Josh vorsichtig. Marcs Familienleben war also auch nicht das Gelbe vom Ei und Josh wunderte sich, dass Marc derart offen darüber sprach.

»Da war ich noch sehr klein. Ich kann mich kaum an sie erinnern. Ist 'ne traurige Geschichte.«

Langsam drehte sich Josh in Marcs Umarmung herum. Er wollte für Marc da sein, ihn trösten, ihm die Nähe geben, die sein Vater ihm verwehrt hatte. »Magst du drüber reden?«

Marc nickte und zog zu Joshs Leidwesen seine Hände zurück. »Sie kam bei einem Autounfall ums Leben. Eine Zeitlang erzog mich meine Granny, doch als sie ebenfalls starb, kam ich schon sehr früh auf ein Internat. Da war ich wenigstens vor Dads Wutanfällen sicher.« Er steckte seine Hände in die Hosentaschen und schlenderte zum Ufer. Josh folgte ihm leise.

Die Grillen zirpten nur noch zögerlich und auch die Glühwürmchen leuchteten nicht mehr alle. Marc und er waren Eindringlinge in ihrer Märchenwelt. Schlagartig war Josh wieder nüchtern. Hilfe, fast hätten sie ... Ja, was?

Und wenn schon?

Mann, dieser Kerl verwirrt mich total! Aber ich freue mich, dass er mir so viel über sich erzählt. Josh genoss das Gespräch, auch wenn die Themen nicht sehr erfreulich waren.

»Und wie ist dein Dad so, Josh?«, fragte Marc und kickte mit dem Fuß einen Stein ins Wasser.

»Ganz okay, denke ich. Ich hab jetzt zwei Wochen bei ihm in L.A. gewohnt. Hab ihn zwar nicht oft gesehen, weil er viel arbeitet, aber wir haben uns wirklich gut verstanden.«

Marc drehte sich zu ihm um, Josh konnte allerdings sein Gesicht nicht sehen. »Und warum hat er euch verlassen?«

Josh zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Meine Eltern sagen, dass es einfach nicht gepasst hat.«

»Schon komisch, irgendwie ähnlich, unsere Vergangenheit«, murmelte Marc.

Josh hatte genau dasselbe gedacht. Hatte sich vielleicht deshalb die Stimmung geändert, weil Marc nicht gerne an seine Kindheit dachte? Marc hatte sich als Junge bestimmt auch genauso oft einsam gefühlt wie er. Sie mussten beide allein klarkommen, wurden wenig geliebt oder gelobt.

Hey, dafür haben wir aber eine tolle Laufbahn eingeschlagen, dachte Josh amüsiert.

»Hast du dich einsam gefühlt?«, fragte Marc leise.

»Was?« Josh Herz klopfte wild. Konnte der Mann Gedanken lesen?

Plötzlich stand Marc wieder viel zu dicht bei ihm. Josh roch erneut sein herbes Aftershave und stöhnte innerlich. Hoffentlich war Marc jemand, der ihn nicht nur fürs Bett wollte. Josh war von der ganzen Atmosphäre total verzaubert gewesen, doch was, wenn das genau Marcs Plan war? Josh merkte schon die ganze Zeit, worauf Marc hinauswollte. Marc hatte ihn ja bereits zuvor förmlich mit Blicken ausgezogen, ihn sogar umarmt. Es war ja nicht so, dass Josh ihn nicht attraktiv fand – im Gegenteil –, doch er kannte Männer wie Marc. Männer, die so unverschämt gut aussahen, dass sie sich jeden Tag mit einem anderen vergnügen konnten. Doch Josh musste jemandem ganz und gar vertrauen, um sich ihm vollkommen hinzugeben. Mist, seine Unsicherheit, seine Ängste, hemmten ihn total! Er wollte es endlich erleben! Er kam sich mittlerweile wie eine steinalte Jungfrau vor; es sollte jedoch aus Liebe geschehen, nicht nur aus reiner

Geilheit. Sollte Marc ihn ruhig altmodisch nennen ... Oder vielleicht täuschte er sich auch nur und Marc war nicht so? Josh musste es einfach wissen.
»Marc, ich ...«, flüsterte Josh und wich einen Schritt zurück – ein Baumstamm in seinem Rücken stoppte ihn. Verdammt, der Kerl kam wieder näher! »Ich bin kein Typ für eine Nacht.«

Über die Autorin

Inka Loreen Minden

Inka Loreen Minden, die auch unter den Pseudonymen Lucy Palmer und Mona Hanke Erotik schreibt und als Loreen Ravenscroft Romantasy, ist eine bekannte deutsche Autorin (homo-)erotischer Literatur. Von ihr sind bereits 25 Bücher, 5 Hörbücher und zahlreiche E-Books erschienen.

Neben einer spannenden Rahmenhandlung legt sie viel Wert auf niveauvolle Sprache und lebendige Figuren. Explizite Erotik, gepaart mit Liebe, Leidenschaft und Romantik, ist in all ihren Storys zu finden, die an den unterschiedlichsten Schauplätzen spielen.

Zu ihren erfolgreichsten Titeln gehören das E-Book "Wie du mir ..." von Inka Loreen Minden und der Erotik-Bestseller "Mach mich scharf!" von Lucy Palmer (blue panther books).

Mehr über die Autorin auf ihrer Homepage:

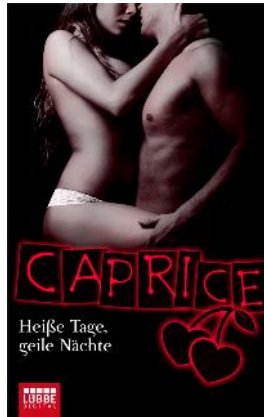
www.inka-loreen-minden.de

Über Gay Romances

Dieses Genre fristet längst kein Nischendasein mehr, immer mehr große Verlage nehmen sich des Themas an. Ich freue mich, euch in dem E-Book

Caprice – Heiße Tage, geile Nächte (Bastei Lübbe)

ebenfalls einen homoerotischen Part präsentieren zu dürfen.



Eine ganze Geschichte findet ihr in meinem neuen Rowohlt-Buch
(erhältlich April 2013)

Fucking Munich – Heiße Geschichten aus der Weltstadt mit Herz

